

43. Jahrgang

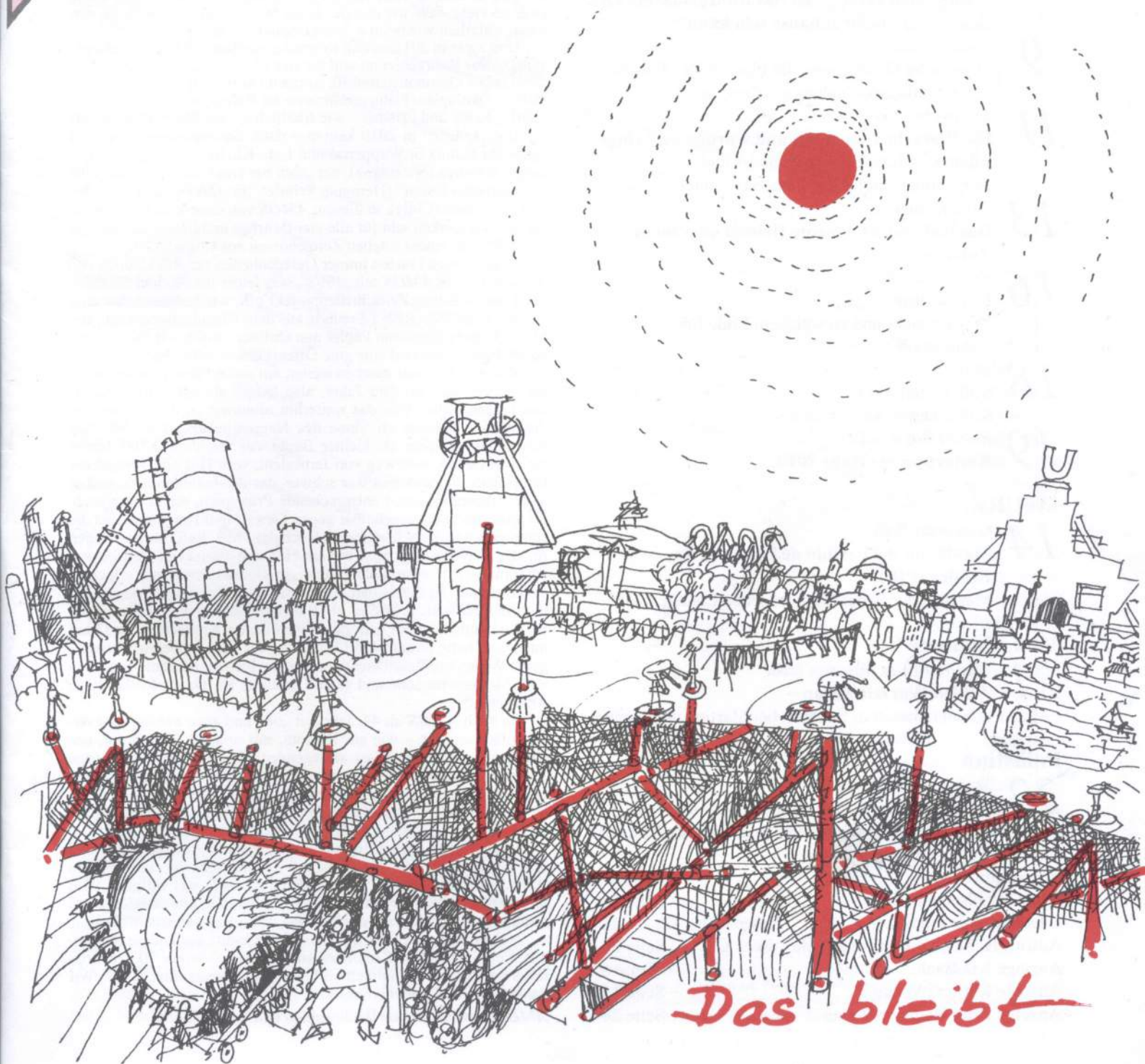
4-2010

€ 4,50

DAS RUHRGEBIET -
ALS SOLCHES (I)

AMOS

erscheint aus guten Gründen seit 1968 im Ruhrgebiet



Inhalt

Kolumnen

- 3** Hermann Schulz
Jakob und andere Wanderungen
 Dirk Bralls Projekte und sein Jakob-Roman
- 4** Wolfgang Belitz
Hartztod

Schwerpunkt:

Das Ruhrgebiet – als solches (1)

- 5** Irma Leinauer
Migantas | eine visuelle Sprache der Migration
 Das soziokulturelle Projekt „Bundesmigrantinnen – Bilder der Migration im öffentlichen Raum“
- 7** Peter Strege
„Das Ruhrgebiet ist ein Ort, an dem man nicht zuhause sein kann!“ „Ist das Ruhrgebiet ein Ort, an dem man nicht zuhause sein kann?“
- 9** Roland Günter
„Poetische Orte“ - Was die Planung des Emscher Landschaftsparks bislang auslöst
- 11** Müzeyyen Dreessen
Die Wurzeln kamen mit und wurden hier eingepflanzt. – Eine Einwanderungs- und Integrationsgeschichte – eine von vielen
- 13** Sinie Hammink
Das Ruhrgebiet – meine Heimat oder mein Zuhause?
- 16** Rolf Stefaniak
Ruhrkultur
 Was bedeutet und zu welchem Ende führt Industriekultur?
- 18** Rolf Euler
Still-Leben A 40
 Kulturhauptstadt von unten
- 19** Robert Bosshard
Kulturprovinz Ruhr 2010

1WURF

- 14** Gioconda Belli
Manifiesto del Partido de la Izquierda Erótica (PIE)
 Manifest der Partei der Erotischen Linken

Menschenorte 9

- 21** Manfred Walz, Yasemin Utku
Zu den Wurzeln voran –
 urbaner Garten in Bochum bei Martina und Hannes

Palästina

- 22** Stuttgarter Erklärung
Schlussdokument der Palästina-Konferenz
Getrennte Vergangenheit - gemeinsame Zukunft

Impressum ...	Seite 10
Abo-Bestellschein ...	Seite 18
Literatur / Lesetipps ...	Seiten 8, 10, 12, 17, 21
Aufruf: H. Schulz: Den Jungs gehts dreckig ...	Seite 20
Anzeige KD-Bank...	Seite 6
Anzeige Klartext Verlag ...	Seite 15
Anzeige Peter Hammer Verlag ...	Seite 24

Editorial

„Das Ruhrgebiet als solches?“ Erkenntnis gewinnt wohl nicht, wer ernsthaft „als solches“ oder gar „an und für sich“ etikettiert. Denn es ist ja das alte böse Vorurteil, das Menschen und Völker verächtlich macht, ausgrenzt, diffamiert, stigmatisiert, der Verfolgung preisgibt – was im Endeffekt mörderisch enden kann – wie u.a. die Naziparolen („die Untermenschen“, „der Jude“, „der Zigeuner“, „der Homosexuelle“, „der Christ“, jeweils „als solcher“) ... und dann die Naziverbrechen ... und dann, heute, wieder „der Jude“ und „der Moslem“, immer „als solcher“ und immer mit „seinen Genen“ ... und dann immer so weiter, die alten und die neuen Feinde ...?

Demgegenüber meint „das Ruhrgebiet als solches“ ein wenig selbstironisch unser seit 1968 immer wieder gelingendes, doch nie fertiges Annähern an unser Revier, das Leben hier und dass hier nichts passiert, das nicht auch in irgendeiner Weise mit der ganzen Welt zu tun hätte und umgekehrt – und dass man da ganz aufmerksam immer weiter hinschauen muss und analysieren und alles aufschreiben – und es soll konterkarieren, wenn wir am Ende von „RUHR.2010“, dem offiziellen Feiern „der“ Europäischen Kulturhauptstadt in diesem Jahr, mit dem Titel „Das Ruhrgebiet als solches“ herauskommen, denn, natürlich, „als solches“ gibt es nichts, und das ist gut so. Und so sind es weiterhin kluge, wachsame Annäherungen – und zwar so viele, dass wir nun die guten Beiträge über zwei Hefte verteilen – ähnlich wie beim Zeitungsroman: „Fortsetzung folgt“.

Und zwar in 2011 zu den folgenden geplanten Themenkreisen:

- 1|2011:** Das Ruhrgebiet an und für sich (2)
2|2011: Die Gesundheitspolitik ist/macht krank – nicht nur vor Ort
3|2011: Ökologie – Naturverhältnisse im Ruhrgebiet
4|2011: Krieg und Frieden – wie friedlich ist das Rhein-Ruhrgebiet?

Die „1würfe“ in 2010 kamen – dank der Zusammenarbeit mit Hermann Schulz in Wuppertal und Lutz Kliche in Augsburg – von Sergio Ramirez (Nicaragua), der „sich nie von Geld oder Macht hat korrumpieren lassen“ (Hermann Schulz), im **AMOS** 2|2010 von Ernesto Cardenal (Chile), in diesem **AMOS** von Gioconda Belli (Nicaragua). Wir danken sehr für alle vier Beiträge und freuen uns auf vier „1würfe“ von einem wachen Zeitgenossen aus China in 2011.

Jahreswechsel bieten immer Gelegenheiten zur Rückblende und Ansage: Es gibt **AMOS** seit „1968“, was leider inzwischen für kaum noch ein ähnliches Zeitschriftenprojekt gilt, wir bedauern das sehr. Unsere TRANSPARENT-Freunde aus dem Rheinland wechseln das Medium und gehen vom Papier nun Online – wofür wir ihnen Freude am Publizieren und eine gute Öffentlichkeit wünschen!

Wir **AMOS**-Leute machen weiter, mit guten Plänen – mindestens für die kommenden fünf Jahre, also länger als einen Konjunktur- und Krisenzyklus. Und das weiterhin orientiert an der autonomen, dissidenten Haltung im Sinne des Namensgebers, des biblischen Amos. Dieser lebte als kleiner Bauer vor reichlich 2.700 Jahren auf dem Lande, weit weg von Jerusalem, vom Hof und Tempel der Hauptstadt. Seine Arbeit war schwer, das Auskommen hart, und er hatte Erkenntnisse und entsprechende Prinzipien, die er aussprach. So protestierte er vernehmbar gegen Gewalt und Herrschaft und die entsprechende verschleierte Heuchelei. Mit Reformvorschlägen für die ideologischen Systeme am Hof und Tempel in Jerusalem – „pragmatisch“, „vermittelbar“ und „in kleinen Schritten“ – hielt er sich nicht auf. Er sagte allen, was zu sagen war, zornig, leidenschaftlich und beharrlich. Wie er als Bauer die Wetter und Jahreszeiten für die Landwirtschaft, z.B. die Olivenbäume, beobachtete und klug nutzte, so hatte er auch eine Witterung für die „größeren Wetterlagen“: Wo andere Beschwichtigungsreden hielten, erkannte er Krisen und Zusammenbrüche und sagte Umstürze an. Da sind öffentliche Ansagen nötig.

So stellt **AMOS** im 44. Jahr seit „68“ und auch künftig eine Arbeitsplattform dar – wie ein Rhizom, mit anderen verwurzelt, unterirdisch und sichtbar, zu aufregenden Themen, mit engagierten Autorinnen und Autoren sowie aufmerksamen Lesenden aus den eigenen Reihen und vielen Netzwerken, regional, international. So lebt **AMOS** weiter – in Autonomie und für Egalität, für Gerechtigkeit und Frieden.

Dabei freuen wir uns immer über jedes neue Abonnement – und über Büchertische mit **AMOS** darauf. Zu Geschenkzwecken liegt ein **AMOS**-Bestellschein bei. Willkommen ist auch, wer Mitglied wird im „**AMOS**-Verein zur Förderung interkultureller, interreligiöser und sozialpolitischer Bildung e.V.“. (siehe www.amos-zeitschrift.de).

Neben Hermann Schulz ist Wolfgang Belitz der andere Kolumnist. Seine 50 **AMOS**-Kolumnen sind anlässlich seines 70. Geburtstages im Oktober gesammelt veröffentlicht. (Annotation: S. 12) Wir danken ihm und gratulieren!

AMOS wünscht schöne Weihnachten und gute Zeiten!

Hermann Schulz

Jakob und andere Wanderungen

Dirk Bralls Projekte – und sein Jakob-Roman

Seit fast zehn Jahren bin ich kein Verleger mehr, aber ich beobachte mit beruflichem Interesse, was so passiert auf dem Buch- und Zeitschriftenmarkt. Die Wege der Texte vom Autor über den Verlag zum Leser sind abenteuerlich geblieben; Verlage verschwinden, andere werden neu gegründet, mit erkennbaren oder vernebelten Ideen, ganz zu schweigen von den Möglichkeiten der „Books on Demand“, von E-Books und anderen Errungenschaften.

Auf den ungewöhnlichen Titel „Froh!“ (Magazin für die schönen Tage des Jahres) wurde ich aufmerksam durch eine Anfrage meines Verlages nach einem Interview. Als Autor freut man sich ja immer, wenn man gefragt ist.

So lernte ich Dirk Brall kennen; wir sprachen, weit über das Interview hinaus, über mein Schreiben, sein Leben als Schreiner und Minibarverkäufer, sein Studium der Kulturwissenschaften und die Vertriebsprobleme des Magazins „Froh!“, dessen Herausgeber er ist. Zu meiner Überraschung hatten die bisherigen Hefte ohne großen Aufwand relativ schnell 5.000 verkaufte Exemplare erreicht. Mich überraschte auch die Gestaltung des Magazins. Typografie und Fotografie: Modern, erstklassig, angenehm; jedes Heft ein Thema mit überraschenden, anspruchsvollen und überzeugenden Beiträgen. Später las ich, dass das Magazin für 2010 mit dem „Red Dot Design Award“ (Design-Zentrum NRW, Essen) ausgezeichnet wurde. Einige Themen der letzten Ausgaben: „Wenden“, „Ernte“, „Still“ und „Finale“. Dreimal im Jahr erscheint ein neues Heft; nachdenkliche Beiträge, Reportagen, Essays, Gespräche im Geist christlicher Spiritualität.

Zum Abschied gab mir Dirk Brall, geboren 1975 in Aachen, seinen Erstlingsroman „Jakobs Weg“. Ob ich Lust hätte, da mal reinzusehen, fragte er bescheiden. Das war die Einladung, mich von einem ungewöhnlichen Buch verführen zu lassen; ich las es an zwei Abenden. Obwohl ich natürlich die Geschichte von Isaaks Söhnen, Jakob und Esau, kannte, zog mich die einfache Sprache und die spröde Sinnlichkeit der Erzählweise des jungen Autors sofort auf fast magische Weise hinein. Ich entdeckte die biblischen Gestalten (aber doch anders als bei Thomas Mann) als lebende Wesen, die in diesem Chaos von Verrat, Schwäche, Neid und Hinterlist verzweifelt ihre Wege suchten – und doch nur ein Ziel hatten, auch wenn sie es nicht immer wussten: die Nähe zu Gott! Zu dieser Schlussfolgerung kommt die Leserin/der Leser selbst; der Autor drängt niemandem eine Lösung auf; er zeichnet die Wege vom Handeln der Menschen nach. So, wie es gewesen sein könnte.

Dieses Buch hat wenig von dem, was zur Zeit meiner Lehre im Buchhandel (Ende der 50er Jahre) „christliche Literatur“ genannt wurde. Auch damals, so erinnere ich mich, gab es in dieser längst untergegangenen Buchwelt Autoren, die mich überzeugten: Rudolf Otto Wiemer, Kurt Marti, Elisabeth Engelhardt, Albrecht Goes oder Lipinski-Gottersdorf. (Es gab übrigens auch entsetzlichen christlichen Kitsch!) Sie erschienen meist in „evangelischen“ Verlagen wie Flammberg, Vandenhoeck & Ruprecht, Chr. Kaiser und anderen, die



Dirk Brall, 1975 in Aachen geboren, lebt als Schriftsteller in Krefeld. Studium Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus in Hildesheim. Aufbau und Leitung des Sommerhotels (ausgezeichnet mit dem Jugendkulturpreis NRW 2002), Geschäftsführer einer Non-Profit-Organisation, Gründung des künstlerischen Labels 7sterne, Herausgeber des FROH! Magazins. Träger des Moerser Literaturpreises 2009.

es zumeist heute nicht mehr gibt; auch Verlagskonzepte haben ihre Zeit von Leben und Sterben.

Das Buch von Dirk Brall erschien in der „Siebensterne-Edition“ (eigener Vertrieb und Neukirchner Verlagsgesellschaft), die mir bis dahin noch nicht begegnet war. In dem Programm gibt es bisher nur wenige erzählende Titel (und ungewöhnlich geistreich-humorvolle Foto-Postkarten), ich bin gespannt, wie sich das Projekt entwickelt. Vielleicht ist ja eine Zeit für solche Unternehmungen gekommen, die optimistisch neue Wege einschlagen. Damit meine ich nicht unbedingt „christliche“ Themen zu vermitteln, sondern Bücher aus einem Geist zu verbreiten, die im gegenwärtigen Literaturbetrieb untergehen würden, die überraschende Türen öffnen – wie der Roman „Jakobs Weg“ von Dirk Brall.

Inzwischen hatte ich das Privileg, ein neues, noch unveröffentlichtes Buch dieses Autors zu lesen: „Radio Mare“. Die Lektüre bestätigte mir, dass da ein wunderbarer Erzähler zu entdecken ist, mit einem Gespür für die Brüche in den Biografien von Menschen, für die Suche nach Sinn und die Frage, was ein Mensch in unserer Zeit auf dieser Welt verloren – oder zu suchen – hat. Und wie er Antworten findet. Brall erzählt von einem Journalisten aus Sarajewo, der als Kind nach Deutschland kam und bei einem Sender in Köln eine Wunsch-Musik-Sendung moderiert. Bis ein fast unverständlicher Anruf aus einer Imbiss-Bude ihn aus der Bahn wirft – und er sein Leben neu gestalten muss. In all dem Integrations-Gefasel unserer Tage könnte ein solcher Roman seine eigentliche Bedeutung gewinnen.

Hermann Schulz leitete von 1967 bis 2001 den Peter Hammer Verlag; er lebt als Autor in Wuppertal. Zuletzt betreute er als Mitherausgeber das Buch „Die Ruhr fließt anders als der Bosphorus – Autoren schreiben gemeinsam mit Schülern“ (mit Jürgen Baumann; Klartext-Verlag Essen).

Wolfgang Belitz

Hartztod

Wie wir alle mit großer Spannung verfolgt haben, hat das Bundesverfassungsgericht am 09. Februar 2010 verkündet, dass der Regelsatz für den Lebensunterhalt von Hartz-IV-Empfängerinnen bis zum Jahresende neu, d.h. transparenter und bedarfsorientierter berechnet und beschlossen werden muss. So ist es in letzter Minute geschehen. Der Regelsatz wird um 5 Euro von 359 Euro auf 364 Euro angehoben.

Die Würde des Menschen ist antastbar. Das universale Grundrecht auf Leben und die freie Entfaltung der Persönlichkeit (Art. 2 GG) wird durch die Hartz-Gesetzgebung verletzt. Es gibt eine materielle Grundlage der Entfaltung der Persönlichkeit, die bei den niedergelassenen Ärzten 2011 auf höchstem Niveau um 617 Euro p.M. und bei den Ärmsten 2011 auf niedrigstem Niveau um 5 Euro p.M. wächst. Daraus ergibt sich eine Menschenrechtsproportion von 123:1. So wollen es die gesellschaftlichen Machtverhältnisse. Damit ist ein Ausmaß gesellschaftlicher Ungleichheit erreicht, das ethisch vollkommen inakzeptabel ist und allen christlichen Werten Hohn spricht. Da die herrschende Regierungspartei sich seit dem Karlsruher Parteitag neu auf ihre christlichen Werte besinnen will, wird ihr es sicher leicht fallen, den neuen christlich-ethischen Schwung in eine angemessene Ethik für die Würde des Hartz-IV-Empfängers einmünden zu lassen.

Dazu gebe ich einige Empfehlungen zur jetzt dringend anstehenden Neuberechnung des Regelsatzes von jetzt 364 €:

1. Wie wird der Regelsatz berechnet? Bislang galt die Übereinkunft, die Ergebnisse und Zahlenangaben der jeweils jüngsten Einkommens- und Verbrauchsstatistik des Statistischen Bundesamtes (jetzt also EVS 2008) zum Vergleich zu Rate zu ziehen. Ermittelt werden die Konsumausgaben des untersten Quintils (20%) der Statistik unter ausschließlicher Berücksichtigung von Einzelhaushalten (darunter vielen Studierenden). Dann wird politisch entschieden, wie hoch der davon abgeleitete Regelsatz festgesetzt werden soll. Willkür und Manipulation sind damit Tür und Tor geöffnet. Die schwarzgelbe Regierung geht noch einen Schritt weiter und berücksichtigt lediglich die untersten 15% Einzelhaushalte der EVS. So kommt man von vorneherein dem gewünschten Ziel, einen möglichst niedrigen Regelsatz zu ermitteln, schon ganz nahe. Diese Rechnung wird vor dem BVG keinen Bestand haben. Hier wird nicht der Lebensmittelbedarf von Erwachsenen und Kindern auf unserem gesellschaftlichen Niveau ermittelt. Hier werden die arbeitslosen Armen zur untersten Gruppe der arbeitenden Armen in Relation gesetzt. Auf diese Weise kann mit dem Regelsatz lediglich der Grad der Armut neu festgelegt, auf gar keinen Fall aber ihre Überwindung vorgenommen werden. Der DPWV hat eine eigene Berechnung vorgenommen, indem er wie bislang üblich das untere Fünftel der Haushalte berücksichtigt und die Kosten für eine Restaurantmahlzeit, ein Eis, ein Bier und eine Zigarette hinzunimmt. Schon ergibt sich ein Regelsatz in Höhe von 415 Euro! Auch damit bleibt man noch im Bereich der Armutsberechnung.

2. Der bekannte Armutsforscher Richard Hauser hält die Orientierung am Statistikmodell der EVS für richtig, weil es nichts Besseres gibt:

„Bleibt man bei der EVS, müsste man einkommensspezifische Gruppen bilden: Nicht nur die Alleinlebenden, darunter viele Studenten, müssen zur Berechnung herangezogen werden, sondern alle Familientypen. Die Niedriglohngruppen und 400-Euro- oder Minijobs muss man hingegen aus der Berechnung herausnehmen, es sollten nur Vollzeittätigkeiten und Stundenlöhne über sieben oder 7,50 Euro in die Berechnung einfließen. Wenn man von dieser neu gebildeten Gruppe dann die Konsumausgaben der untersten 20 Prozent nimmt, kommt man zu einem passenderen Ergebnis – auch für die Bedürfnisse der Kinder.“

Leider hat noch niemand eine Regelsatzberechnung nach dem Hauser-Modell durchgeführt, auch die Oppositionsparteien nicht.

3. Ich schlage eine Berechnung vor, die sich ebenfalls an der EVS orientiert, aber anders, gesamtgesellschaftlich ansetzt. Herangezogen werden die Konsumausgaben der Haushalte des ersten Quintils der EVS, also die 20% reichsten Haushalte. Dann vergleicht man nicht arbeitslose arme mit arbeitenden Armen, sondern arme mit Reichen. Dann sieht die Welt schon anders aus jenseits der Fünfeuromanipulation. Das ist die Realität: Das reichste Fünftel (20%) der Haushalte in Deutschland verfügt über 68% (!) aller Markteinkommen (Lohn, Gehalt, Einkommen aus unternehmerischer Tätigkeit und Vermögen) und über 75% (!) des Geldvermögens der privaten Haushalte. Diese ungeheuerliche Konzentration von Markteinkommen und Vermögen in den Händen weniger macht zugleich deutlich, wie einfach ein angemessenes Existenzminimum der Armen finanziert werden könnte nach der wahren und klaren sozialetischen Regel: Der Mangel wird aus dem Überfluss beseitigt. Der Überfluss hierzulande ist so groß, dass die notwendige Umverteilung mittels Vermögenssteuer oder -abgabe ohne Leiden, Verzicht und Opfer der Oberschicht durchgeführt werden kann.

Leider erfasst die EV-Statistik die reichen Haushalte gar nicht: Alle Haushalte mit einem Nettoeinkommen von 18.000 Euro und mehr pro Monat werden statistisch nicht erfasst, weil deren Angaben unbrauchbar sind. Es gibt in unserem reichen Land nach wie vor keine befriedigende statistische Erfassung des Reichtums. Wir können nur arbeitslose arme mit arbeitenden Armen vergleichen, nicht aber arme mit Reichen, um Anhaltspunkte zu einem aus gesamtgesellschaftlicher Sicht angemessenen Existenzminimum zu finden. Über Verteilungsgerechtigkeit kann nicht diskutiert werden, weil es dafür keine Datengrundlage gibt.

Armes Deutschland!

Wolfgang Belitz, Mitherausgeber, seit über 10 Jahren ständiger Kolumnist des AMOS, seit 1970 Sozialpfarrer der Ev. Kirche von Westf., lebt in Unna.

Irma Leinauer

Migrantas | eine visuelle Sprache der Migration

Das soziokulturelle Projekt „Bundesmigrantinnen – Bilder der Migration im öffentlichen Raum“

Welche Fragen stellt sich eine Berlinerin aus der Türkei, wenn sie an ihre Heimat denkt? Und eine Iranerin? Wie fühlen sich Flüchtlinge aus Afghanistan oder Lateinamerikanerinnen im regnerischen Hamburg? Und wie eine Griechin zweiter Generation, wenn sie fragt: Wie soll man aussehen, um eine echte Kölnerin zu sein?

„Uns geht es darum, die Gedankenwelt dieser Frauen aus den Köpfen zu holen und in die Stadt hinauszutragen“ erklärt die Künstlerin Marula Di Como. Sie selbst kam 2002



aus Buenos Aires nach Berlin und begann ihre Zerrissenheit der Aus- und Einwanderung in Piktogrammen auszudrücken. Zusammen mit der

Grafik-Designerin Florencia Young, ebenfalls aus Argentinien, entwickelte sich ein erstes Projekt, das unter Migrantinnen großen Zuspruch fand.

Seitdem haben Hunderte von Frauen aus zahlreichen Herkunftsländern, mit unterschiedlichsten kulturellen und sozialen Hintergründen an Workshops teilgenommen und skizzierten im Austausch über die gemeinsamen Migrationserfahrungen einfache Zeichnungen. Nach sorgfältiger Analyse dieser Bilder verdichtet sie migrantas künstlerisch-grafisch zu Piktogrammen, in ein schlichtes, universell verständliches Design. Anschließend sind die Motive über mehrere Wochen im öffentlichen Raum zu sehen: auf Plakaten von Werbeflächen, an Haltestellen, in U-Bahnhöfen, durch Postkartenkampagnen oder digitale Animationen. Die „visuelle Sprache der Migration“ wird zum Stadtgespräch.



Nach einer Reihe von Projekten in Berlin von 2003 bis 2006, unternahm migrantas im Jahr 2007 den Schritt aus der Hauptstadt in weitere deutsche Städte. In Hamburg startete das Kollektiv die Projektserie „Bundesmigrantinnen“, 2008 folgte Köln, und wie in Berlin und in der Hansestadt führte das Kollektiv in der Rheinmetropole zahlreiche Workshops in sozialen und kulturellen Einrichtungen durch. In Friedrichshafen am Bodensee war es 2010 eine „offene Workshopstation“

im Zeppelin Museum, wo im Rahmen der Kunstausstellung mit dem Thema „Heimat – Zwischen den Welten“ BesucherInnen Zeichnungen hinterlassen haben, die migrantas in neue Piktogramme umsetzte.

„Immer wieder ist es das Thema Heimat, das die Frauen auf die eine oder andere Weise darstellen“, stellt migrantas-Grafikerin Florencia Young fest,



doch „kommen in jeder deutschen Stadt neue Schlüsselemente zu Tage. Die Frauen zeichnen die Sehnsucht nach dem Heimatland, das Gefühl der Spaltung zwischen zwei Welten und Kulturen, gleichzeitig störend und bereichernd.“ Alejandra López ergänzt: „Die Sorgen um Kinder und Familie sind präsent, aber auch die Herausforderungen im Kontakt mit den Deutschen, oft verbunden mit Enttäuschungen bis hin zu Erfahrungen der Diskriminierung.“ Die Journalistin kümmert sich neben der Pressearbeit um die Ergebnisse der Gespräche in den Workshops und stellt sie zu prägnanten Tonzitaten zusammen. „Realitäten von unterqualifizierten Jobs kommen zum Ausdruck, aber auch Chancen von Bildungsperspektiven oder Zugehörigkeit zu ihrer Stadt, die sich dann zeigt, wenn sich Migrantinnen mit dem Berliner Fernsehturm, dem Hamburger Wappen oder dem Kölner Dom zeichnen.“

Parallel zu den Aktionen im öffentlichen Raum konzipiert migrantas im Rahmen eines jeden Projekts eine Ausstellung:

Hier bietet sich allen teilnehmenden Migrantinnen im Beisein von großem Publikum ein Forum für Aufmerksamkeit und Anerkennung. Eindrucksvoll werden zu den Piktogrammserien alle Originalzeichnungen präsentiert, zusammen mit Ton- und Fotoaufnahmen aus den Workshops sowie Bildern der im Stadtraum verbreiteten Piktogramme.



Inzwischen war migrantas auch in Spanien, darunter in Sevilla, wo im Frühjahr 2010 aus Workshops, erstmals auch mit Männern, eindrucksvolle Bilder u.a. zur Situation von Flüchtlingen aus Afrika entstanden sind.

Unter den zahlreichen Einladungen für Ausstellungen und Vorträge, die migrantas mittlerweile in viele Städte des In- und Auslandes führte, war auch Duisburg-Marxloh, wo das Kollektiv im September 2010 von der Initiative „Medienbunker Marxloh“ und seinen niederländischen Kooperationspartnern zum Vortrag eingeladen war. In der DITIB Merkez Moschee wurde zu Selbstorganisation, Urbanität und Stadterneuerung in interkulturell geprägten Stadtquartieren diskutiert und über die Zukunft für Einwanderungsviertel, die sich nach dem Wegfall der Industrie neu orientieren müssen.

Um indes im Ruhrgebiet, aber auch in ganz Deutschland „Bundesmigrantinnen“ mit Workshops, Plakataktionen und Ausstellungen fortzusetzen, dafür sucht migrantas weiterhin die Zusammenarbeit mit kommunalen Vertreter/innen und Förderern, damit die „visuelle Sprache der Migration“ noch in vielen Städten öffentlich werden kann.

Kollektiv migrantas, initiiert 2003 in Buenos Aires und Berlin durch Marula Di Como (Bildende Künstlerin) und Florencia Young (Grafik-Designerin), in der Folge weitere Projekte mit Estela Schindel (Soziologin) sowie seit 2007 mit Alejandra López (Journalistin) und Irma Leinauer (Stadtplanerin).

Ausführliche Informationen zur Arbeitsweise und Methode des Kollektivs migrantas, den bisher durchgeführten Projekten samt Workshops, dem künstlerisch-grafischen Prozess, den Piktogrammen, den öffentlichen Aktionen und Ausstellungen sowie weiteren Beteiligungen: www.migrantas.org

Alle Fotos der Aktionen von migrantas. Kontakt: migrantas@yahoo.com, Kollektiv migrantas, Berlin, Koordination: Irma Leinauer

Tschelebi-Friedenspreis 2010

Der angesehene Muhammad Nafi Tschelebi-Friedenspreis 2010 wurde am 7. November 2010 in der DITIB-Moschee in Werl/Westfalen verliehen an:

- den anglikanischen Pfarrer Donald Reeves (zusammen mit Peter Pelz Träger von „Soul of Europe“, London, aktiv für De-Eskalation und Runde Tische in Kriegsgebieten auf dem Balkan). Laudator: Dr. Paul Oestreicher, Domkapitular em., Coventry, England, beschrieb Donald Reeves als Rebellen, der immer gegen den Stachel gelockt habe – als Arbeiterpriester in London, dann als sozialer Akteur in der Londoner Geschäfts-City. Dass solche Leute eigentlich Bischof werden müssten, aber dann wäre Religion auch anders.
 - an Prof. Dr. Konrad Raiser (Berlin, von 1993 – 2003 Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen, Genf) für sein praktisches und reflektierendes Öffnen und Erhalten von diskursiven Räumen und konkreten Projekten im Dialog mit dem Islam. Laudator: Dr. Hans Ucko (Religions for Peace Europe, Genf). Die Jury: „Wo andere politische Gewalt- und Unrechtsherrschaft durch religiös verbrämte ‚Identitätspolitik‘ oder durch den verheerenden weltpolitischen Dualismus vom ‚Clash of Civilisations‘ betreiben und dabei Religionen pervertieren und unglaublich machen, ist Konrad Raiser bei denjenigen, die auf Friedens-, Dialog- und den Kooperationsauftrag der Religionen setzen, verbunden mit ihrer inneren und auch selbstkritischen Erneuerung.“ Er habe sich für „langfristige Programme in interreligiösen Dialogen, zumal mit dem Islam engagiert“ und verfolge „die inner-islamischen und entsprechenden inter-religiösen Debatten kenntnisreich und voller Hoffnung und Erwartungen.“
 - an das „Haus der Religionen“ in Hannover, eine der älteren Initiativgruppen mit viel Erfahrung und großem Ansehen. Laudator: Prof. Dr. Johannes Lähnemann (Nürnberg-Erlangen).
- Der Tschelebi-Friedenspreis wird von der ältesten deutsch-sprachigen islamischen Einrichtung, dem Zentralinstitut-Islam-Archiv-Deutschland Amina Abdullah Stiftung (Abk. ZIIAD), Soest, verliehen an nicht-muslimische Persönlichkeiten und Dialog-Gruppen mit Verdiensten um interkulturellen/interreligiösen Dialog und Frieden. (www.Tschelebi-Friedenspreis).



FairWorldFonds

... damit Wirtschaften dem Leben dient.

Die Bank für Kirche und Diakonie – KD-BANK hat gemeinsam mit namhaften Partnern den FairWorldFonds initiiert, der entwicklungspolitische Kriterien bei der Auswahl von Investitionsmöglichkeiten berücksichtigt. Union Investment hat den Fonds aufgelegt.

**Brot
für die Welt**

„Brot für die Welt“ hat innovative Kriterien formuliert, an denen sich der FairWorldFonds orientiert. Diese Kriterien bewerten Finanzanlagen neben einer sozialen und ökologischen auch aus einer entwicklungspolitischen Sicht.

Private und institutionelle Anleger können den Fonds bei der Bank für Kirche und Diakonie – KD-BANK erwerben. Wir beraten Sie gern.

Diese Anzeige dient ausschließlich Informationszwecken und stellt weder eine Anlageempfehlung noch ein Angebot zum Kauf oder Verkauf von Wertpapieren oder sonstigen Finanzinstrumenten dar. Sie kann eine individuelle anleger- und bedarfsgerechte Beratung nicht ersetzen. Ausführliche produktspezifische Informationen und Hinweise zu Chancen und Risiken des Fonds entnehmen Sie bitte den aktuellen Verkaufsprospekten, den Vertragsbedingungen sowie den Jahres- und Halbjahresberichten, die Sie kostenlos über den Kundenservice der Union Investment Service Bank AG und bei der Bank für Kirche und Diakonie eG – KD-BANK erhalten.

**Union
Investment**

KD-BANK
Bank für Kirche und Diakonie

Bank für Kirche und Diakonie eG – KD-BANK ■ www.KD-BANK.de ■ Fon 0231-58444-0 ■ Info@KD-BANK.de

Peter Strege

„Das Ruhrgebiet ist ein Ort, an dem man nicht zuhause sein kann!“ „Ist das Ruhrgebiet ein Ort, an dem man nicht zuhause sein kann?“

Das ist leider nicht nur polemisch! Ein Dialog zwischen Blauäugigkeit und Menschenverachtung, geführt am liebsten von denen, die vergessen haben, warum sie einst hierher gezogen sind.

Vom Dasein-Fristen, vom Hinter-der-Arbeit-Herreisen, vom Faszinosum einer quasi revolutionären Aufbruchsstimmung, von Menschenverhüttung und fäkalisiertem Begriffstiefbergbau ist die Rede, und durch alles schwingt eine Melancholie, von der ich nicht weiß, ob sie das Bedauern der eigenen Altersgebrechlichkeit verschleiert oder der Larmoyanz vergangener Tage das Wort redet.

Wir sind hiergeblieben. Andere sind nachgekommen und behaupten dieses Umfeld nun als ihr Zuhause. Wenn das nichts Ungewöhnliches ist, warum dann erst die Infragestellung?

Zuhause sein zwischen um den Preis von Lohnarbeit vom Rauch befreiten Schloten und entsetzten noch abhängig beschäftigten oder bereits „freigesetzten“ Malochern? Was kann daran falsch sein, wenn die Supermärkte heute den Menschen fast in die Mäuler fliegen? Welchen Versorgungskomfort benötigen ehemalige Kaltwassergenerationen noch? Damals gab es Bullenklöster; heute werden einzelne Zimmer in heruntergekommenen Altbauten mehrfach vermietet, ohne dass die Bauordnungsämter davon mehr wissen, als sie sich zu wissen trauen.

Stadtviertel werden als abgänglich mit Euromitteln beriebelt, damit der Duft des Elends nicht bis in die „belles étages“ der Einkaufsmeilen dringt. Sie verkommen zu Kollateralschäden des Wohlstandes. Aber von Gettos keine Rede, so darf in der Kommunalpolitik nicht geredet werden, weil man auf sprachliche ‚Korrektness‘ in den Verwaltungsetagen schon allein deshalb gerne achtet, damit die von Designern entworfenen Begriffs- und Bildwelten unserer täglichen Medienvergabe nicht durch unsachgemäßes Kauderwelsch verunkelt werden.

Es gibt sie noch, es gibt sie wieder, es gab sie immer, die unterschiedlichen Quartiere. Während sich hier die, die es geschafft haben, hinter Koniferenhecken auf hohem Niveau langweilen und hypochondrisch Weltbeschreibungen vornehmen, rätseln Jüngere, wie es gehen soll, dass die Zinsen Haus und Zukunft auffressen, wo man doch gerade noch den Anpassungszug der monetär bestimmten Zeit erreicht hat. Wiederum sind gänzlich anders Andere damit beschäftigt, die Herausforderungen von Heute und Morgen auf die Hörner irgendwelcher Lösungen zu nehmen, wobei Legalität und Konformität bisweilen im Farbrausch der Improvisation und gegenseitig verursachten Konkurrenzleid verrauschen.

Des wissenden Auges Zynismus deckt auf solche Lebensäußerungen gerne Mäntelchen aus Wohngeldbeigaben und Tafelschmeicheleien. Etwas rabiater tun sich da Selbsthilfegruppen auf, die, sei es nun ethnisch bedingt oder nicht, papperlapapp, sehr direkt aufeinander zugehen, mit Messern oder anderem metallenen Gerät, um Revierstreitigkeiten oder Fragen übergeordneter Moralität in den Griff zu kriegen.

Das alles und noch viel mehr erzählt von der Eigentümlichkeit hiesiger Menschen und meint deren Zuhausesein. Unbewohnbar sind jene Zonen, in denen die Sanierungsradier-

gummis bis auf die Fasern der Hadern durchgewirkt haben.

Da, wo den Bewohnern ihre schütterte Identität zum wievielten Mal mit dem Versprechen auf kommende bessere Verhältnisse weißwaschend gestohlen wurde, wird mit schneller gewordenen Lebensumständen manche Kahlschlagsanierung und autogerechte Wohnumfeldveränderung begründet, weil es zuviel menschelte. Das meint, dass Verhältnisse immer mehr ausmachen, als objektivierende Fakten es belegen können. Warum endet wohl jeder „Wohlstand für alle“ in mehr oder weniger dumpfen kleinbürgerlichen Behausungsumständen und Bewusstseinslagen, die, scheintot stabil, die Mitte der Gesellschaft ausmachen? Was jungen Menschen meist peinlich ist, ohne dass sie wüssten, woran das liegt und was diese Verhältnisse bedingt.

Der heutige Vitalbonus unserer Gesellschaft ist bedingungslosem Konkurrenzgerangel geschuldet, weil alles dem Diktat der Ökonomie unterworfen ist. Der Diktatur des Proletariats folgte die Diktatur des Kapitals. Aus den zu organisierenden Massen vereinzelte sich das Prekariat. Wobei bei vielen „Zwangssubjektivierten“ der Spaß am „Dasein mit Autonomieggarantie“ ziemlich zukurzkommt.

Im Auseinanderklaffen, Armut hier im Norden, Reichtum in gepflegter Atmosphäre südlicher Villenvororte, vollzieht sich ein gemeinsamer Tanz ums „Goldene Kalb“ bei dynamischen Renditen, besseren Boni oder suchtverdächtigem Fusselschlucken „an“ orgiastischen Gewaltbeschwörungen.

In Zeiten, in denen Rationalisierungsprozesse, seien sie technischer Innovation geschuldet oder durch Kapitalkonzentration bedingt, treten die unterschiedlichen Befindlichkeiten plakativer hervor als sonst. Die Internationalisierung unserer Gesellschaft kommt dazu. Glücksjägermentalität begegnet ordnungsbeffissenem Reichtumsbewahren. Wolfsgesellschaftlich vital beleben sich angestammte Malocherreviere. Verdrängungskämpfe in meist niederen Preissektoren machen aus der Ware Wohnen eine zeitlich begrenzte Unterbringungsart, die, ähnlich wie aus Arbeit haben Job machen geworden ist, ein schnell verderbliches Gut hat werden lassen, mit dem sich ohne jede Verantwortlichkeitsverbindlichkeit höchst „kreativ“ am Markt gut zocken lässt. So räumt man nicht nur Quartiere, sondern man löscht auch Identitäten.

Trotz allem: Die eigentlich schwer bis unbewohnbaren Quartiere liegen für mich im Speckgürtel der großen Städte, dort, wo Eigenheimer ihre Sparkassenschulden verwalten. Hier liegen sich scheußliche Biffartüren und traumwandlerische Wolkenkuckucksheime traut in den Armen. Blumentopfgärten zeugen von der ständigen Verteuerung von Grund und Boden. „Grüne Daumen“ werden bonsaitauglich zurechtgestutzt.

Die im Zuhause haben sich entweder parzelliert oder aber Vereinzelung verkommt in irgendwelchen Löchern, wobei nicht mehr von Mieten zu reden ist, sondern eigentlich von „Verweilzins“ oder „Duldungshonorar“ gesprochen werden müsste.

Quasi als Reflex auf die Heuschreckenherrlichkeit mit ihren aussaugenden Selbstverständlichkeiten erinnern sich Menschen an Genossenschaften und begreifen ihr genera-

tionenübergreifendes Dasein. Der Umgang mit den bestimmenden Verhältnissen will als gestaltbar begriffen sein und schreit nach Alternativen. Wer noch nicht getreten genug ist und bereits im Strudel des gesellschaftlichen Orkus ertrinkt, der ahnt und diskutiert die Frage nach einem essenziellen Menschenrecht mit der Liedzeile „Sag mir, wo du stehst und welchen Weg du gehen willst?“ Vielleicht nicht im Wortlaut, der nämlich ist wiederum polithistorisch verpönt, schon eher insofern ideologisch, dass die Frage des Zuhause-seins nicht von der bewusstseinsmäßigen Situation des Individuums zu trennen ist. Wie sehr ist ein Mensch bei sich? Was begreifen die Individuen von den Bedingtheiten, die sie ausmachen?

Das Zuhause verändert seine Koordinaten.

Das, was ich bin und wie ich sein will und möglicherweise nicht kann, tritt mehr und mehr in den Vordergrund, weil den vorgegebenen anempfohlenen „Verbeheimatungsempfehlungen“ so viele ausbeuterische Verdachtsmomente zu unterstellen sind, dass von glaubwürdiger Kommunikation zwischen „Wohnungssuchenden“ und „Lebensraumausgestaltern“ kaum noch die Rede sein kann.

Selbstverständliche zwischenmenschliche Glaubwürdigkeit macht allgemeinem Verdruss, zunehmendem Fatalismus und ohnmächtiger Wut Platz.

Doch darf man die um sich greifende Entwicklung hin zur Subjektivierung als Vereinzeln und Verelendung nicht als eigenständige Tendenz sehen, sondern sollte sie immer im Zusammenhang mit dem steigenden einseitigen Wohlstand und partiellen Reichtum sehen. Erst dieses gesellschaftliche „Preis-Leistungs-Verhältnis“ gibt Auskunft über die wahren Verhältnisse, unter denen Menschen sich verbeheimaten (können) und sich zuhause fühlen.

Wenn nun ich als solch ein (Ver)Einzel(t)ner mich nach meinen lokalen Aufenthaltswünschen befrage, dann sind möglichen regionalen Ansichten auch politische und emotionale Entscheidungsgründe untergenährt. Meine Vorlieben werden beeinflusst von den durch die politökonomischen Entwicklungen erzeugten gesellschaftlichen Verhältnisse und Erscheinungsformen. Danach suche ich „meine Gegend“, mein Zuhause, aus.

Ich lerne abzuwägen, soweit ich dazu in der Lage bin, und stelle fest, dass die durch erzwungene Mobilität „scheinbar“ chaotisch gewordenen Verhältnisse dort, wo die beschriebenen Veränderungen besonders drastisch wahrzunehmen sind – in meinem Fall die der Dortmunder Nordstadt – mich eher zuhause fühlen lassen als in irgendeinem anderen Stadtteil.

Hier, in dieser tumultösen, von vielen Menschen als Getto mit gerümpfter Nase meist gemiedenen Umgebung, spüre ich den Herzschlag einer Zeit, die nach der ihr eigenen Struktur noch sucht und nicht selbstzufrieden danach trachtet, die unterschiedlich erreichten Stadien ihrer gesellschaftlichen Akzeptanz mit Klauen und Zähnen zu verteidigen.

Hier erlebe ich die Herausforderungen, die mich einst ins Ruhrgebiet geführt haben. Während damals die großen Betriebe den Rhythmus vorgaben, sind es heute die unterschiedlichsten Versuche der verschiedensten Menschen, die versuchen, hier ihr Glück zu machen, was mich dazu bringt, mich zuhause zu fühlen. Mich zuhause fühlen zu wollen. Wenn auch nicht schlecht berentet, so bin ich doch mit allen meinen Fasern auf ihrer Seite.

Peter Strege lebt und arbeitet seit nunmehr über 35 Jahren im Ruhrgebiet als Künstler, Autor, Kulturarbeiter und politischer Streiter an verschiedenen Alltags- und schöngestigen Fronten.

Lesetipps

von Georg Leifels

Jens Soentgen

Von den Sternen bis zum Tau – Eine Entdeckungsreise durch die Natur

mit zahlr. farb. Illustrationen von Vitali Konstantinov

Peter Hammer Verlag, Wuppertal, 408 S.

408 Seiten gebunden in Halbleinen mit Leseband für Menschen ab 14 Jahre,

ISBN 978-3-7795-0291-3

Zoomen Sie mal diesen Titel. Sie kennen das von Google Earth. Da brauchen wir schon einen Künstler wie Jens Soentgen, der sich virtuos der induktiven Methode bedient, dem aufsteigenden Verstehensprozess, damit wir furios mit ihm unterwegs sein können.

Der Autor ist promovierter Chemiker und Leiter des Wissenschaftszentrums an der Uni Augsburg und zudem leidenschaftlicher Naturforscher und Philosoph. Er demonstriert das so, als hätten wir rechts Herrn von Goethe und links z.B. Herrn von Humboldt an der Hand, die mit uns und ihren wachen Sinnen durch die Landschaft streifen. Zwei Forscher und Entdecker der besonderen Art, die den zweiten und dritten Blick riskierten, den wir überfütterten Augenmenschen längst verloren haben. Wir lernen Bäume, Sonne, Mond, Kiesel, Staub, Bakterien und Fledermäuse völlig neu, unmittelbarer kennen. Ein grandioser Tanz durch unsere Wirklichkeit in einer Sprache, die die LeserInnen begehrt und betört. Wer sich mit dem Autor auf diese Reise durch Wald und Feld, Wüste und Ozeane einlässt, erlebt Überraschungen und kann zuhause mit wenig Material über 120x Gesehenes, Erlebtes nachvollziehbar experimentell und phänomenal begreifen. Hier offenbart sich Bildung, wie wir sie meinen, weil etwas sinnlich erfahrbar und von uns einverleibt wird.



Axel Brüggemann

Wie Krach zu Musik wird. Die etwas andere Musikgeschichte

Verlag Beltz & Gelberg, Weinheim, 216 S., geb., zahlr. Abb., für Menschen ab 12 Jahre

ISBN 978-3-407-75353-3

Das Leben begann mit einem großen Knall. Aus einem Crescendo entstand der Kosmos. Die dissonanten Explosionen gehen weiter. Erdgeschichte ist nur eine etwas andere Musikgeschichte. Die Welt ist wirklich Klang, der auch in einem selbst entdeckt werden will und nach Ausdruck verlangt. Unweigerlich suchen die Menschen nach Tönen und Klängen, die zu Melodien heranreifen, um mit Stimme und Instrumenten hörbar zu werden. Spielerisch, beschwingt, anekdotenhaft reist der Autor durch die Klangwelten und Rhythmen der Antike bis zur Gegenwart von Hip Hop und Rap. Virtuos erzählt er von den Tongeschlechtern



Dur und Moll, wie ein begabter Psychologe von den vermeintlichen Unterschieden zwischen Mann und Frau. Natürlich erfahren wir etwas über die Kunst des Minnegesangs und die Entstehung der Noten. Bestechend ist die Aufklärung darüber, weshalb sich die Barockmusik so und nicht anders aus der Renaissance entwickelte. Überhaupt achtet er stets auf die geradezu geschwisterlichen Einflüsse zwischen Musik-, Kultur- und Geistesgeschichte. Er verneigt sich vor Bach und seiner grandiosen Wissenschaft der Musik, präsentiert uns drei Irrtümer über Mozart, beschäftigt sich mit dem Genie Beethoven, vertieft sich ins Kunstlied der Romantik, ehrt Tastenkünstler wie Liszt, Chopin u.a. und steigt auf den Hügel zu Bayreuth, wo Wagner zu treffen. Selbstverständlich kommen die Opernfreunde nicht zu kurz, ehe die Moderne mit Mahler und Schostakowitsch das Klangerleben revolutionierten. Zum ersten Mal habe ich durch Brüggemann verstanden, was die Zwölftonmusik von Schönberg bedeutet. Das letzte Kapitel würdigt jene Musik, die wir Zeitgenossen auf allen Kanälen hören dürfen: Musical, Jazz, Pop, Rock bis in die synthetischen Computerklänge unserer Zeit. Mit narrativer Kraft und begeisternder Sachkenntnis schafft der Autor ein Evergreen im geschriebenen Wort über die Vielfalt der Klänge. Faszinierend die Originalbeiträge von großen Musikkünstlern der Gegenwart wie Daniel Barenboim, Thomas Quasthoff, Daniel Hope, Sting, Cecilia Bartoli und Nikolaus Harnoncourt. Ein Buch wie die Neunte von Beethoven.

Georg Leifels, Jahrgang 1951, weiteres siehe AMOS 1|2010, S. 19

Roland Günter

„Poetische Orte“

Was die Planung des Emscher Landschaftsparks bislang auslöst

Vor einigen Jahren kam mittelitalienischer Besuch nach Rhein-Ruhr: Tonino Guerra und Gianni Giannini. Er sah sich um, wir diskutierten intensiv und die beiden formulierten zugleich ein Kompliment und eine Kritik: „Eure Städte sind funktionell weltmeisterlich, aber kalt – es fehlen Wärme, Atmosphäre, Phantasie.“ Wer die Szenerie des Planens kennt, kann jetzt nachdenklich werden.

Es gibt Tagungen und Arbeitsgruppen vieler Experten, die zum Teil durch Ämter und Aufträge an das Projekt Emscher Landschaftspark gebunden sind – man kann beobachten, was sie wahrnehmen und was noch nicht. Unlängst erschien eine „Denkschrift“ zum Park. Und eine „Charta Ruhr“, beide von vielen Autoren. Sie trugen Weitgespanntes – aber fast alles völlig abstrakt. Es klingt bedeutend, aber was ist es konkret?

Viele Menschen machen sich die Mühe, dies durchzuarbeiten. Sie finden darin vieles, aber zugleich mangelt es an vielem. An Wahrnehmung, die ständig weiter fragt – über das Gelernte hinaus. Abstrakte Gedanken stehen auf dem Papier wie Offenbarungen. Aber es wäre methodisch hilfreich, Fragen zu stellen – an sich selbst und an andere. Vor allem: Gibt es zu den vielen abstrakten Sätzen fast keine konkreten? – keine Beispiele? – keine Skizzen?

In der dezentralen Metropole Ruhr findet weltweit die größte produktive Umwandlung einer Landschaft statt: Eine Region soll nicht mehr von der Industrie her strukturiert werden, sondern vom Park. Der Gedanke ist großartig, aber nach etlichen Jahren der Diskussion muss man darum bitten, dass er in die Phase der Konkretheit geht – erstmal im Entwerfen.

Aber da begegnet man zunächst Eigentümlichkeiten, die einen Mangel zeigen – einen Mangel an Wahrnehmung des bereits Erarbeiteten, das schon vorhanden ist. In der Zollverein-Tagung im Herbst 2010 wurde mit einem Satz argumentationslos das Stichwort „Gartenstadt“ weggeschoben. Aber es gibt hier geradezu eine Struktur an Gartenstädten. Grotesk: Obwohl mehrfach vorgeschlagen, erscheinen die tausend Siedlungen, die so etwas wie Gartenstädte sind, mit keinem Wort in der Planung. Ebenso wenig wahrgenommen wird, dass es schon „poetische Orte“ gibt, vor allem in Eisenheim. Und seit zwei Jahren liegt ein Buch vor, das als Vision den „Traum von der Insel im Ruhrgebiet“ literarisch und damit konkret beschreibt. Kann man es sich leisten, soviel Vorhandenes zu übersehen? Zudem liegt darin ein Potenzial an Bürger-Teilnahme, von dem man zwar gern und oft spricht, es sogar für unumgänglich hält, aber warum wird es, wenn es tatsächlich da ist, nicht wahrgenommen?

Seit über einem Jahrzehnt gibt es den Vorschlag, in der Region „poetische Orte“ zu schaffen. Dazu findet man bereits realisierte Beispiele und ein Buch. Zündet es nicht? Stehen dem „Stuttgarter Bürokraten-Phänomene“ entgegen – auch bei uns?

Es gibt immer wieder Hinweise auf bedeutende Parks wie Dessau-Wörlitz oder Pückler, aber niemand schaut genau hin: Sie bestehen aus konkreten „poetischen Orten“.

Warum sind so viele Experten gefangen in ihren puren

Abstraktionen? Es wird nicht bestritten, dass ein Teil davon richtig ist, aber kluge Leute werden zu Blinden, wenn sie die Fenster nicht öffnen und hinausschauen.

Sind sie in Cartesianischem Denken so eingemauert, dass sie sich die Neugier auf Poetik versagen? Haben sie das Vorurteil, dass dies nicht zum Planen und Verwalten gehört? „Die Politik muss poetischer werden, nicht umgekehrt.“ (Konstantin Wecker)

Mit einem wahrnehmungsfähigen Blick wird deutlich, dass „Poetik“ in der deutschen Kulturgeschichte eine der großen und weltweit bewunderten Leistungen ist – seit über 300 Jahren. Dazu findet man eine Anzahl von Namen und Werken. In der IBA gab es einige ausgezeichnete Leistungen. Diese Zeilen müssten den Anstoß geben, dass sich Arbeitsgruppen damit befassen.

Aus einer dramatischen Geschichte entstanden die „Poetischen Orte“, die Tonino Guerra initiierte. Vom italienischen Hochappennin zur Adria läuft der Fluss Marecchia – in einer Länge von etwa 70 Kilometern. In den 1960er Jahren, als auf der Halbinsel die Industrialisierung auf dem Höhepunkt war, sogen die Fabriken in großer Zahl die Arbeitskräfte vom Land in die Städte. Dorthin wurden die Menschen durch allerlei Illusionen gezogen: Arbeitsplätze, Freizeit, Vergnügen, Kino usw. Während das Land entleert wurde, explodierten die Städte in Beton und Asphalt.

Dem Soziologen Vittorio Dini von der Universität Siena/Arezzo gelang es als Letztem, die aussterbende agro-pastorale Kultur zu dokumentieren. Die mentale Ebene beschrieb der Dichter Tonino Guerra. Er war in Santarcangelo di Romagna unweit nördlich von Rimini aufgewachsen – in einem ländlichen Markt, der die bäuerliche Kultur wie im Vergrößerungsglas sichtbar machte. Zum Lehrer ausgebildet, kam Tonino Guerra in die Welt des Films, der damals berühmt wurde, weil er soziale Sachverhalte spiegelte, auch mit Dialekten. Dann ging er nach Rom und wurde Drehbuchautor berühmter Filmmacher wie Antonioni, Fellini, Rosi, Taviani.

Aber es zog den Dichter in seine Heimat zurück. Nun reisten die Filmmacher zu ihm. Guerra beschrieb in Geschichten, Gedichten und Poemen den Untergang der bäuerlichen Kultur im Marecchia-Tal: als menschliche Tragödie – und zugleich machte er sichtbar, was an Schätzen in Natur und Kultur verloren ging – als Werte der Menschheit. Es gab Dörfer, in denen niemand mehr lebte. Die Dächer waren eingestürzt. Dann wucherten die Räume zu – eine wilde Natur holte sich das Terrain zurück.

Hoch über dem Fluss steht die kleine Stadt Pennabilli, die zu den ausgesogenen Orten gehörte. Der Barbier Gianni Giannini, ein außerordentlich gebildeter Mann, lockte den Dichter, indem er ihm ein altes Haus in einer landschaftlich fantastischen Lage anbot und es herrichtete.

Hier beginnt nun der zweite Teil der Poetik: Er wurde konkret. Guerra und Giannini ließen sich von der Stadt ein Grundstück schenken und gestalteten darauf einen Garten: den „Orto dei frutti dimenticati“ – den Garten der vergessenen Früchte. Sie pflanzten Bäume mit Früchten, die es auf den

Märkten nicht mehr gab, weil das Obst künstlich geworden war, hier aber konnte man die Äpfel und Birnen der Urgroßeltern und vieler Jahrhunderte sehen und schmecken. Mit Texten und Skulpturen wurde der Garten eine Herausforderung zum Nachdenken.

Es folgten weitere anrührende Orte, wo heute Fantasie mit einer Fülle von künstlerischen Einfällen überrascht und ihre Faszination Menschen anzieht. In der Region begann man zu merken, dass im Tal „die Wurzeln der Natur und der Menschheit“ lagen. Mit der Kraft der dichterischen Sprache des berühmten Filmautors wurde dies wahrnehmbar. Es kamen Journalisten und schrieben darüber. Filme entstanden. Die Zahl der „poetischen Orte“ wuchs.

Als ich an einem Buch über die Adria und ihr Hinterland arbeitete, entdeckte ich 1988 diesen Bereich und lernte die Leute kennen, die die poetischen Orte gestalteten. Ich fotografierte und machte Heinz Trenczak vom WDR darauf aufmerksam. Als Trenczaks Dramaturg arbeitete ich an zwei Filmen mit, die durch die deutschen Dritten Programme wanderten und mehrmals von „Arte“ ausgestrahlt wurden. Wir logierten mit dem Film-Team im Hotel Lago Verde, freundeten uns mit dem Hotelier-Ehepaar an und wandelten das Albergo in den folgenden Jahren zum Kultur-Hotel um. Es wurde ein Ausstellungs-Ort für Fotos und Texte der „Poetischen Orte“. Daraus entstand ein Buch, im Klartext-Verlag Essen, mit einer Bauhaus-Gestaltung. Die Kraft der „Poetischen Orte“ zog Menschen, Planer und Politik an – sie rettete diese kleine Region. Heute ist von der Zerstörung fast nichts mehr zu sehen – sie ist wieder gesund. Es waren die scheinbar ohnmächtigen Worte einer Vision, die als reale Zugkräfte vielerlei Planung nach sich zogen.

Tonino Guerra betonte oft, dass die Idee wie ein Schiff reisen und überall anlegen könne. So schufen wir auch in der ältesten Siedlung des Ruhrgebietes, in Eisenheim (Oberhausen), „poetische Orte“ – gestaltet vom „Meister des Eisens“ Horst Wolfframm. Sie bilden innerhalb der denkmalpflegerisch-sozialgeschichtlichen Ensembles eine weitere spannende Dimension. Jedes Jahr kommen rund 20.000 Menschen.

Seit vielen Jahren wird über den Emscher Landschaftsplan diskutiert. Dies geschieht in erheblichem Umfang, oft auch ärgerlich, in abstrakten Leerformeln. Es ist eine Ausrede, dass Konkretes erst in Wettbewerben formuliert werden soll. Es stünde der Planung gut an, wenn sie sich auf Konkretes besinnen würde. Die Idee der poetischen Orte kann ein Teil der Konzepte werden. Mit ihm lassen sich lange thematische Fäden durch die Landschaft ziehen. Sie können als Wege-Zeichen durch das Land führen.

Poetische Orte sind Nachdenkstätten mit einem künstlerischen Zeichen. Guerra und Giannini meinen nicht beliebige Themen, sondern Intensivierungen, die den Genius loci, die spezifischen Charaktere der Region, erkenntnisöffnend deutlich machen. Sie sind nicht Kunst um der Kunst willen. Sie können Mythen zeigen.

Der „Wald der Taubenhäuser“ erinnert an die einst 48 Tauben-Väter der Siedlung mit ihren Geschichten. „Die Wassermusik“ assoziiert den Regen, den man nicht mehr depressiv wahrnimmt, wenn es einen anderen Blick gibt: „Die großen Filme wurden im Regen gedreht.“ „Das große Gehirn“, von Lehrlingen aus Auspuff-Teilen geschweißt, erinnert an die Fähigkeit der Ideen in den Köpfen. Alfred Schmidt, 25 Jahre Untertage-Tage-Zeichner, hält uns ein Gerüst vor Au-

gen: „Raumfahrt in die Erde“. Eine Konstruktion verrät den Namen Heinrich Heine. Vor uns steht der „Mensch mit dem Herz aus Stein und der offenerherzige Mensch“. Auf zwei Stelen hat Herman Prigann überraschende Sätze des Dichters Guerra eingeritzt.

Viele solcher poetischen Orte können eine Landschaft durchsetzen – als eine weitere Struktur-Ebene. Der Landschaftspark kann damit arbeiten. Wärme ist psychische Energie. Poetik öffnet über die „Schulweisheit“ hinaus in weitere Dimensionen.

Roland Günter, Prof. Dr., lebt in der Siedlung Eisenheim in Oberhausen, gelegentlich auch in Italien oder Amsterdam. Seine Schwerpunkte: Stadtkultur, Stadtplanung und -entwicklung, Architektur-Geschichte. Vorsitzender des Deutschen Werkbundes in NRW und für 2010/2011 auch in Deutschland. Zahlreiche, auch aktuelle Veröffentlichungen meist im Klartext-Verlag Essen.

Impressum

Verlag:

AMOS c/o Ute Hüttmann
Hervester Str. 2, D-45768 Marl
Fon: 02365-501671, Fax: 501673
E-Mail: huettmann.mar@t-online.de

Redaktion:

AMOS c/o Hartmut Dreier
Schumannstr.6, D-45772 Marl
Fon: 02365-42076
E-Mail: dreier.mar@freenet.de

E-Mail:

redaktion@amos-zeitschrift.de

Internet: <http://amos-zeitschrift.de>

Titelbild:

Manfred Walz

Schlussredaktion:

Axel Lippek

Realisation:

Wodarczak Druck & Medien
45772 Marl

Papier: chlorfrei gebleichtes Papier

Herausgabe + Redaktion:

Wolfgang Belitz, Unna
Hartmut Dreier, Marl
Rolf Euler, Recklinghausen
Friedrich Grotjahn, Bochum
Rolf Heinrich, Gelsenkirchen
Ute Hüttmann, Marl
Wolf-Dieter Just, Duisburg
Jürgen Klute, Wanne-Eickel
Carl-D.A. Lewerenz, Herne
Axel Lippek, Bochum (V.i.S.d.P.)
Heinz Listemann, Dortmund
Anna Musinszki, Dortmund
Hermann Schulz, Wuppertal
Renate Wangelin, Bochum

Konto:

AMOS, Kto.Nr. 33 300 120
Sparkasse Bochum (BLZ 430 500 01)

Einzelpreis: 4,50 €

Abo-Preis: 18,- € jährlich
inkl. Versandkosten

Erscheinungsweise: 1 x vierteljährlich

ISSN 1615 - 3278

www.marxistische-blaetter.de

Falsche Götter

Religionskritik als Kapitalismuskritik

Religion als Utopie **Werner Seppmann** | Religion ist mehr als Opium und Protest **Kuno Füssel** | Zur Aktualität marxistisch-leninistischer Religions- und Kapitalismuskritik **Hans-Peter Brenner** | Fetisch – Religion – Ideologie **Michael Ramminger** | Was uns echte und falsche Mythen erzählen oder weismachen sollen **Robert Steigerwald** | Die Sprache der Bibel und die Sprache der modernen Arbeiterbewegung **Dick Boer** | Erinnerungen an den deutschen Befreiungstheologen Erwin Eckert **Martin Balzer** | **Weitere Themen:** Der nächste Krisenabschnitt folgt **Lucas Zeise** | Das Gutachten des IGH zum Kosovo – Es begann mit Krieg **Sevim Dagdelen** | Eine deutsche „Tea Party“? **Phillip Becher** | Stuttgart 21 – eine Region steht auf **Michael Maercks**

Bestellung: Neue Impulse Verlag

Hoffnungstr. 18 • 45127 Essen

Tel.: 0201-24 86 48 2 • Fax: 0201-24 86 48 4

E-Mail: info@neue-impulse-verlag.de



Einzelfeft: 124 S., 8,50 €

Jahresabo: 45,00 €

Ermäßig: 30,00 €

Ältere Hefte schicken wir gerne auch kostenlos zu.



NEUE IMPULSE VERLAG

Müzeyyen Dreessen

Die Wurzeln kamen mit und wurden hier eingepflanzt.

Eine Einwanderungs- und Integrationsgeschichte – eine von vielen

Keiner weiß, warum und wann ihre Vorfahren weit aus dem Osten der Türkei in diese unwägbar, aber landschaftlich wunderschönen Bergregionen der Schwarzmeerküste gezogen und sich dort niedergelassen haben. Bis Ende der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts führten nicht einmal Straßen in die Dörfer, die an den Berghängen und Hochebenen entstanden waren. Wenn Kinder geboren wurden, war es mit dem Maulesel eine Tagesreise in die Kleinstadt 20 km unten am Meer, um die Kinder anzumelden. Von daher wusste man auch nie, ob die Geburtstage richtig eingetragen waren. Denn wenn im Winter es schon schwer war, durch den über zwei Meter hohen Schnee von Haus zu Haus Schneisen zu schlagen, kam man erst recht nicht mit dem Maulesel in die Stadt.

Ihre Dörfer lagen nicht weit voneinander entfernt. Sie lernten sich bei den großen religiösen Festen, die mit der Dorfgemeinschaft auf dem Dorfplatz bei der Moschee gefeiert wurden, kennen und lieben. Da es in ihrer Tradition aber nicht üblich war, sich offen als Liebespaar zu zeigen, versteckte er sich immer wieder in den Heuballen, die sie auf dem Feld für die Tiere im Stall zusammenlegte, um sie nach Hause zu tragen. So konnte er sie jedenfalls manchmal sehen. Zwangsheirat kannten sie in ihren Dörfern nicht. Was sie kannten, waren Gelegenheiten, die die Erwachsenen schufen, damit sich junge Menschen kennenlernen konnten. Sie kannten arrangierte Ehen, aber auch da wurde niemand gegen seinen Willen verheiratet. Sie entschlossen sich, ihren Lebensweg gemeinsam zu gehen. Als er dann offiziell bei dem Vater seiner zukünftigen Frau um ihre Hand anhielt, fragte dieser ihn, wie er denn seine Tochter ernähren wolle. Denn sein Vater sei ja schon früh gestorben und seine Mutter habe es schwer mit fünf Töchtern, dem älteren Sohn, der schon verheiratet war, und ihm über die Runden zu kommen. So versprach er dem Schwiegervater, in die nächstgrößere, 300 km entfernte Stadt zu gehen, um zu arbeiten. Seine junge Frau konnte er nicht mitnehmen und ließ sie zurück bei seiner Großfamilie mit Mutter.

Das junge Brautpaar sah sich von da an ein- bis zweimal im Jahr. Er schickte Geld an seine Frau und an seine Mutter. Wenn er öfter auf das Dorf wollte, um sie zu sehen, blieb kaum etwas von dem Verdienten über. Der erste Sohn wurde geboren, ohne dass er die Schwangerschaft seiner Frau oder die Geburt des Kindes miterlebt hätte. Bald stand auch noch seine Militärzeit bevor. Nachdem er seinen Einberufungsbescheid erhalten hatte, kam er ins Dorf, um sich zu verabschieden. In der zweijährigen Zeit des Militärdienstes konnte er selten seine junge Familie besuchen. Für ihre finanzielle Absicherung hatte er vorher gespart und hatte außerdem seinen Schwiegervater gebeten, ein Auge auf seine Familie zu haben. Denn sein eigener Bruder hatte inzwischen dafür gesorgt, dass seine Frau und das Kind im Anbau wohnen mussten, einem Zimmer und einem kleinen Stall, weil der Bruder aus der Stadt ihm nicht genug Geld geschickt hatte. Sie machte das Beste daraus, versorgte sich und ihre inzwischen beiden Kinder – eine Tochter war noch dazu gekommen – ohne fremde Hilfe. Von dem Geld, das ihr Mann aus der Stadt geschickt hatte, hatte sie sich eine eigene Kuh und ein paar Hühner angeschafft.

Nach dem Militärdienst kehrte er wieder zurück in die Stadt – zu seiner Arbeit in einer Bäckerei.

Mitte der 60er Jahre kamen Arbeitgeber aus Deutschland auch in die Stadt, wo er arbeitete, um Arbeitskräfte anzuwerben. Er war Mitte 20 und in der Blüte seiner Jugend. Seine Freunde erzählten ihm, dass Arbeitskräfte für Deutschland gesucht werden und sie sich schon gemeldet hätten. Auch er ließ sich auf die Liste setzen. Erst nach einem Jahr erhielt er den Bescheid, dass er zu einer Untersuchung erscheinen soll. Wenn er heute seinen Kindern und Enkelkindern von dieser Untersuchung berichtet, kommen ihm immer noch die Tränen. Nicht nur die Zähne wurden begutachtet, sondern sie standen nackt im Raum vor mehreren Leuten und Ärzten und der ganze Körper wurde untersucht. Freunde von ihm, die einen kaputten Zahn oder irgendwelche Narben hatten, wurden nicht genommen.

Er kam auf das Dorf, um sich zu verabschieden. Seine Frau und seine Mutter flehten ihn an, diesen Schritt nicht zu tun. Er bräuchte nicht in ein anderes Land zu gehen, um mehr Geld zu verdienen. Sie würden auch mit Weniger auskommen. Inzwischen war auch das dritte Kind, ein Sohn, geboren. Aber sein Entschluss stand fest. Er wollte für seine junge Familie selbst ein Haus bauen und eine bessere Zukunft ermöglichen. Er ging und versprach seiner Frau, nach einem halben Jahr wieder zurück zu sein. In Deutschland würde man sehr schnell sehr viel Geld verdienen. Das hätten die Arbeitgeber aus Deutschland in der Stadt so gesagt.

Nach zwei Jahren kam er und holte seine Frau und die drei Kinder nach. Es war nicht möglich, die Wünsche und Träume innerhalb so kurzer Zeit zu realisieren, und alleine in Männerunterkünften, „Baracken“, hatte er es nicht mehr ausgehalten. Beim Abschied auf dem Dorf, wo inzwischen auch eine Straße gebaut wurde und Autos verkehrten, musste man seine Mutter mit mehreren Männern festhalten, weil sie sonst das Auto mit ihrem Sohn, der Schwiegertochter und den drei Enkeln darin nicht hätte fahren lassen. Dieses schmerzverzerrte Gesicht unter Tränen, das sie beim Wegfahren aus dem Auto mit dem Blick nach hinten wahrnahmen, werden weder er noch seine Familie je vergessen. Nach kurzer Zeit zog auch sein älterer Bruder mit seiner Familie aus dem Dorf in die Stadt. Die Schwestern waren inzwischen alle verheiratet und die Mutter lebte alleine in dem Haus. Als sie nach einiger Zeit ihren älteren Sohn und seine Familie in der Stadt besuchen wollte, verunglückte der große Bus. Sie kam unter die Reifen und man konnte sie nicht retten.

Er las die Namen der Toten in Deutschland in einer türkischen Zeitung und entdeckte seine eigene Mutter darunter. Sie noch einmal lebend zu sehen, ihr von dem Leben in Deutschland zu berichten, war ihm und seiner Familie nicht mehr gegönnt. Er fuhr alleine aus Deutschland auf das Dorf an die Schwarzmeerküste, um sie zu beerdigen.

In einer Stadt im Ruhrgebiet hatten sie eine kleine Wohnung bezogen und lebten das erste Mal als Familie zusammen. Die Kinder wurden eingeschult. Er arbeitete im Schichtdienst

in einem großen Stahlwerk. Aber sie hatte ihre Dorfgemeinschaft, ihre Freundinnen, ihre Eltern nicht mehr um sich. Wo sie auf dem Dorf sehr selbstständig von der Nahrungsbeschaffung bis zur Kleiderherstellung und die Kinder gemanagt hatte, war sie nun in einer Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung auf Hilfe angewiesen. Sie konnte die Sprache nicht, konnte nicht alleine einkaufen oder ihre Kinder in schulischen Dingen unterstützen. Psychosomatische Beschwerden ohne organische Befunde mit Krankenhausaufenthalten machten sich immer stärker bemerkbar. Trotzdem war es ihr immer wichtig, dass die Kinder einen geregelten Tagesablauf mit regelmäßigen Mahlzeiten und Zeiten für ihre Hausaufgaben hatten. Auch er sagte immer wieder, dass seine Kinder, egal, ob Tochter oder Sohn, in Deutschland eine gute Ausbildung haben, wenn möglich studieren sollten. Die religiöse Erziehung der Kinder war ihnen ebenso wichtig. So schickten sie alle drei Kinder mehrere Jahre in eine nahe gelegene Hausmoschee, die von den ersten Arbeitern gegründet wurde, die selbst ein wenig religiöse Bildung mitgebracht hatten. Aber sobald die schulischen Leistungen der Kinder aufgrund der doppelten Belastung Schule und Moschee abnahmen, reduzierten sie den Unterricht in der Moschee. Wenn das Thema Kopftuch für die Tochter zur Sprache kam, sagte die Mutter, die selbst eintrug: „Wegen einem Stück Stoff kommt keiner ins Paradies.“

Mit der Zeit unterstützte ein älteres deutsches Ehepaar aus dem Haus die Kinder bei den Hausaufgaben. „Oma und opa“, wie sie im Laufe der Zeit von den Kindern genannt wurden, gingen mit ihnen zu Ärzten, zu den Elternabenden in der Schule oder zu den Sankt-Martin-Umzügen. Die Lehrkräfte in der Schule wohnten zum Teil selbst in dem Stadtteil und kümmerten sich um diese Kinder der „Gastarbeiter“ sehr engagiert und intensiv. Nur für sie, die junge Mutter der Familie, haben Angebote gefehlt, um in Deutschland anzukommen. Nach Jahren hat sie irgendwann gesagt: „Wenn von der Stadt oder sonst irgendeiner Einrichtung Menschen zu mir gekommen wären und gesagt hätten, hier kannst du Deutsch lernen und deine Kinder werden betreut, ich hätte es gemacht. Aber es gab nichts.“ Sie hat im Laufe der Zeit von ihren Kindern das Alltägliche gelernt.

Die drei Kinder sind inzwischen erwachsen und haben selber Kinder. Die beiden Söhne sind Handwerksmeister geworden – der Ältere mit einem eigenen Betrieb und der Jüngere in dem großen Stahlbetrieb, wo sein Vater gearbeitet hat. Er ist verantwortlicher Meister für über dreißig Menschen im Betrieb. Die Tochter hat nach einer kaufmännischen Lehre einen deutschen Mann geheiratet. Nach anfänglichen Schwierigkeiten haben die Eltern gelernt, ihn zu lieben und zu achten. Sie hat dann, nachdem ihre eigenen Kinder aus dem Größten raus waren, noch einmal studiert und ihr Diplom gemacht.

Der Vater ging vor einigen Jahren in Ruhestand. Erst nach seiner Pensionierung erzählte er seinen Kindern, wie sehr ihn das verletzt hatte, dass seine deutschen Arbeitskollegen ihn jahrzehntelang „Fritz“ gerufen haben, weil sie seinen Namen „Şükrü“ nicht aussprechen konnten. So lange hatte er dazu geschwiegen. Die Mutter beantragte nach ständigen befristeten Aufenthaltserlaubnissen eine Aufenthaltsberechtigung, damit sie auch mal länger als 6 Monate in der Türkei bleiben konnten. Beim ersten Versuch in der Ausländerbehörde war sie so eingeschüchtert worden, dass sie nicht einmal auf die einfachsten Fragen antworten konnte. Der begehrte Stempel wurde verweigert. Beim zweiten Mal nahm sie ihren deut-

schen Schwiegersohn einfach als Vertrauensperson an ihrer Seite mit. Er brauchte gar nichts sagen oder tun, plötzlich war die Sachbearbeiterin freundlich, gab ihr sogar Hilfestellung, um die gestellten Fragen auf Deutsch beantworten zu können. Sie fühlte sich sicher und bekam die Aufenthaltsberechtigung.

Inzwischen sind sie Wanderer zwischen zwei Welten geworden, leben mehr als ein halbes Jahr in der Türkei und den Rest der Zeit in Deutschland bei den Kindern und Enkelkindern. Mit fast 70 Jahren erfüllen sie sich nun einen lang ersehnten Traum und bauen ein Haus auf dem Dorf an der Stelle, wo einmal das Haus seiner Eltern stand und wo seine Frau ohne ihn gelebt hat.

Sie haben viele Phasen in Deutschland durchlebt: Sie waren Gastarbeiter, Mitbürger ausländischer Herkunft, Menschen mit Migrationshintergrund oder Zuwanderungsgeschichte. Auf ihrem Rücken wurden Wahlkämpfe ausgetragen. Bis vor ein paar Jahren hat man sich kaum für ihre Kultur oder ihre Sprache interessiert. Ihre Einwanderungsgeschichte oder die Geschichte ihres Herkunftslandes kommt weder im Schulunterricht noch sonst in irgendeinem Bereich dieser Gesellschaft vor. Kaum jemand hat ihre Leistung gewürdigt. Rahmenbedingungen, wie sie sich in diese Gesellschaft einfügen können, haben Jahrzehnte gefehlt.

Das neueste Wort, womit sie nun gedemütigt werden, ist „Integrationsverweigerer“. Über 38% der hoch qualifizierten Kinder dieser „Integrationsverweigerer“ kehren inzwischen Deutschland den Rücken und gehen in „ihr“ Herkunftsland zurück, weil sie hier keine Perspektive für sich sehen, weil sie sich ausgegrenzt fühlen. Wer hat ihnen die Integration verweigert; wer hat es versäumt, über Jahrzehnte eine aktive Politik der gleichberechtigten Chancen zu betreiben; wer hat ihnen nie wirklich aufrichtig zu verstehen gegeben, dass sie Teil dieser Gesellschaft sind, dass wir ein „Wir“ sind, sollten sich die Sarrazins, Keleks, Schwarzers, Seehofers und wie sie alle noch heißen mögen, die sie einseitig pauschal verurteilen, mal genauer fragen und differenzierter urteilen. Man hat nicht Intellektuelle aus den Großstädten der Türkei geholt, um hier zu arbeiten. Die hätten die Arbeit auch nicht gemacht. Man hat einfache Arbeiter geholt, die mit ihren Familien Unterstützung gebraucht hätten. Nun wächst aus ihren Reihen eine gut ausgebildete Schicht heran, aber diese haben keine Lust auf diese Integrationsdebatten. Sie verstehen sie zum Teil auch nicht, weil sie nie ein anderes Land als Deutschland als ihre Heimat kennengelernt haben. Probleme sollen benannt werden, aber die mangelnde Sachlichkeit in der Integrationsdebatte, mit nicht einmal im Ansatz empirisch gesicherter Datenbasis, führt zu diskriminierenden Behauptungen und Unterstellungen, die nicht nur das Zusammenleben, sondern auch die politische Kultur in unserem Land zerstören.

Müzeyyen Dreessen, Dipl.Soz.Päd./Dipl.Soz.Arb., gehört zu der zweiten Generation der Einwandererkinder aus der Türkei. Sie ist seit Jahrzehnten in der interkulturellen und christlich-islamischen Dialogarbeit engagiert und ist beruflich im Bereich Integration auf Landesebene tätig.

Lesetipp

Wolfgang Belitz
Freiheit durch Gerechtigkeit. Schlüsseltexte zur neoliberalen Konterrevolution. Hg. von Walter Wendt-Kleinberg
 („50 kurze sozioethische Texte erschienen von 1998 bis 2010 in AMOS“) LIT, Münster, 2010

Sinie Hammink

Das Ruhrgebiet – mein Zuhause oder meine Heimat?

1970 kam ich als 22-jährige, aus dem ländlichen niederländischen Almelo mit meinem deutschen Freund nach Bochum. Wir hatten uns 1964 über eine Städtepartnerschaft kennengelernt. Ich war in Almelo schon lange Jahre aktiv in einer Schalomgruppe, einer Friedensgruppe. Über internationale Kontakte wussten wir, dass in Bochum, vor allem bei der Evangelischen Studentengemeinde, auch intensive Friedensaktionen stattfanden. Daher lag es nahe, nach Bochum zu ziehen.

Ich war sehr gespannt, was mich in Bochum erwarten würde. Mir war klar, dass in Holland vieles moderner, liberaler und toleranter war als in Deutschland. Trotzdem war ich, vor allem im Westen meines Heimatlandes, oft wegen meiner plattniederländischen Mundart belächelt worden. Für diese Landsleute galt ich gewissermaßen als ein „Ossi“. Erst in der Schule hatte ich gelernt, richtiges Hochniederländisch zu sprechen. Meine Muttersprache war eben das in Deutschland nahezu unbekannte Plattföllandisch.

In Bochum nach dem Einzug in unsere gemeinsame Wohnung schon bald als Sozialarbeiterin berufstätig in der Jugendarbeit lernte ich schnell die deutsche Sprache fließend sprechen, nach vielen Jahren theoretischen Deutschunterrichts in der Schule. (Mein Freund sprach nämlich vom ersten Tag an, als wir uns kennen lernten, nur niederländisch mit mir!) Für mich jedoch drehte sich die Welt plötzlich: Alle bewunderten mich wegen meiner guten Sprachkenntnisse und, na ja, wenn mir mal ein Fehler unterlief, machte es nichts aus, denn ich war ja schließlich Ausländerin! Allerdings geschah es bald bei Besuchen in den Niederlanden, dass ich von Menschen, die mich nicht kannten, angesprochen wurde mit Sätzen wie: „Sie sprechen aber sehr gut niederländisch!“ Beim ersten Mal dauerte es bei mir einige Sekunden, bis ich verstand, dass ich nicht mehr nur als „Ossi“ aus Almelo, sondern als jemand mit noch mehr östlicher Herkunft eingeschätzt wurde. Ich sagte nämlich u.a. das verräterische, typisch deutsche „Ach so“ und nicht mehr das typisch niederländische „O ja“!

Im Ruhrgebiet war damals schon viel los. Es gab immer wieder Demos, z.B. gegen Betriebsstilllegungen oder gegen Abriss von Bergarbeitersiedlungen und auch aufwühlende politische Diskussionsabende. Jahrelang war ich aktiv in dem damaligen Bochumer Aktionskreis Südliches Afrika (BASA).

Aber auch sonst gab es für mich im Ruhrgebiet so einiges zu entdecken, z.B. die vielen Grünflächen zwischen den Industrieanlagen mit tollen Strecken zum Radfahren und Wandern. Begeistert hat mich auch schon bald die sehr direkte Sprache der Ruhris. Es wird nie um den heißen Brei herum geredet. Kurzum: Das Ruhrgebiet war bald mein Zuhause. Schließlich fand ich auch noch die zu mir passende Beschäftigung in der Jugendberufshilfe bei einem Industrie- und Sozialpfarramt.

Seit einigen Jahren bin ich im Urlaub öfter mit deutschen Reisegruppen unterwegs. Bei den ersten Gesprächen ist für die anderen Teilnehmer/innen immer sofort klar, dass ich aus

dem Ruhrpott stamme, aber der Name „Sinie“? „Wie – du kommst aus Holland?“

In Polen besuchte ich einmal einen Friedhof und war irgendwie sehr gerührt, dass dort so viele Gräber mit mir – aus dem Ruhrgebiet – sehr vertrauten Namen zu lesen waren. Ich fühlte mich dort wie zuhause und nicht weit weg im Ausland. Was dann jedoch am Abend passierte, haute mich erst richtig um: Beim Abendessen im Hotel traf ich eine Gruppe, die sich in meiner Muttersprache unterhielt. Es stellte sich für mich zwar sofort heraus, dass diese Menschen Deutsche aus Norddeutschland waren, aber wir führten ein längeres nettes Gespräch in unserer gemeinsamen „Muttersprache“, dem Plattföllandisch/Niederdeutsch, verwandt mit dem Ostfriesisch. Als ich dann später von Mitgliedern meiner eigenen deutschen Reisegruppe gefragt wurde, ob diese netten Leute Niederländer waren, musste ich zu ihrem großen Erstaunen sagen: „Nein, das waren Deutsche“. Aber ich konnte sie trösten: Menschen aus Amsterdam hätten das auch nicht geahnt bzw. unsere Unterhaltung verstanden!

Tja, wo ist nun aber meine Heimat? In Holland – wo man mir jetzt auf eine Frage schon mal eine Antwort auf Deutsch gibt? Und wenn ich dann erstaunt frage, warum sie mit mir Deutsch reden, zu hören bekomme: „Sie sagten „achso“ und „überhaupt“!“?

Wenn ich nachts träume, wie ich mit anderen spreche, höre ich mich meistens Deutsch reden. Wenn aber behauptet wird, dass, wenn Immigranten zählen und beten, sie dies meistens weiterhin in ihrer Muttersprache tun, muss ich zugeben, es stimmt! Beim Zählen war mir das schon öfter aufgefallen. Als ich jedoch vor vielen Jahren am Sterbebett eines mir sehr vertrauten Menschen saß und spontan das Bedürfnis hatte, das Vaterunser zu beten, machte ich eine neue Erfahrung. Trotz Jahrzehnten im kirchlichen Dienst: ich kriegte es alleine nicht zusammen. Dann auf Niederländisch – wunderbar!

Da fällt mir ein: die Niederländer sind doch so modern und liberal – aber im Gebet sprechen sie den lieben Gott immer noch so an: mit „Sie“.

Jedenfalls weiß ich nun, wo mein Zuhause ist: dort wo ich mich nicht nur sprachlich gut verstanden fühle und niemand Probleme mit meinem Migrationshintergrund hat. Aber: gibt es im Ruhrpott überhaupt Menschen, die k e i n e n Migrationshintergrund haben?

Sinie Hammink engagiert sich, nach vielen Jahren hauptamtlicher kirchlicher Jugendsozialarbeit, ehrenamtlich beim Projekt „buntStift“, welches in Bochum-Langendreer ein Mehrgenerationenhaus entwickelt und zieht selbst dort mit ein. (www.dasbuntstift.de)

Gioconda Belli

Manifiesto del Partido de la Izquierda Erótica (PIE)

Manifest der Partei der Erotischen Linken

IWWkf

Die Nicaraguanerin Gioconda Belli ist auch bei uns als engagierte Autorin bekannt, der es in ihren Büchern vor allem um die Befreiung der Geschlechter von überkommenen Zwängen geht – der Frauen so gut wie der Männer. In ihrem Roman „Die Republik der Frauen“ haben im fiktiven lateinamerikanischen Land Faguas die Frauen die Macht übernommen und machen sich daran, eine neue Gesellschaft aufzubauen, die mit den Fehlern des Patriarchats aufräumt. Der folgende Text ist ein Auszug aus diesem Buch, sie hat ihn kürzlich in ihrem Blog der Zeitung „El Nuevo Diario“ ihres Heimatlandes veröffentlicht, so als handele es sich um ein nicht nur fiktives, sondern tatsächliches politisches Manifest.

1. Wir sind eine über den ruinösen und liederlichen Zustand unseres Landes besorgte Gruppe von Frauen. Seit diese Nation gegründet wurde, ist sie immer von Männern regiert worden, unter minimaler Beteiligung von Frauen; deshalb wagen wir es auch zu behaupten, dass sie dafür verantwortlich sind, dass die Arbeit der Regierung ein totaler Misserfolg war. Alles haben uns unsere illustren Herren Bürger verordnet: Kriege, Revolutionen, saubere Wahlen, gefälschte Wahlen, direkte Demokratie, Wahlspektakeldemokratie, Populismus, Beinahe-Faschismus, harte Diktatur, weiche Diktatur. Wir haben Männer ertragen, die gut reden können; dicke und dünne Männer, alte und junge, sympathische und hässliche Männer, Männer aus einfachen und Männer aus reichen Verhältnissen, Technokraten, Doktoren, Advokaten, Unternehmer, Bankiers, Intellektuelle. Keiner von ihnen hat es geschafft, etwas Vernünftiges zu tun, und wir, die Frauen, sind es leid, für die Scherbenhaufen all dieser unfähigen, korrupten, betrügerischen, billigen, teuren Regierungen zu bezahlen, die ihr Amt missbrauchen und die Verfassung missachten. Aus all den schlechten Männern, die wir gehabt haben, kann man nicht einen guten machen. Deshalb haben wir beschlossen, dass es für uns Frauen Zeit ist zu sagen: SCHLUSS DAMIT!

2. Alle Welt weiß, dass wir Frauen die Kunst des Saubermachens und Haushaltsführens gut beherrschen. Wir sind sehr gut darin zu verhandeln, das Zusammenleben zu organisieren und Menschen und Dinge zu pflegen. Wir wissen mehr vom Alltagsleben als viele unserer Politiker, die nie auch nur in die Nähe eines Marktes kommen, wir wissen, was falsch läuft auf dem Land und was falsch läuft in der Stadt, wir kennen diejenigen, die so tun, als seien sie Heilige, in- und auswendig, wir wissen, aus welchem Holz die Männer gemacht sind, denn aus uns heraus sind noch die schlechtesten gekommen, diejenigen, die die Leute von aller Schuld freisprechen, wenn sie sie „Söhne schlechter Mütter“ nennen.

3. Aus all diesen Gründen sind wir zu dem Entschluss gekommen, dass wir Frauen handeln müssen, um dieses Land zu retten, und Ordnung schaffen müssen in diesem heruntergekommenen, schmutzigen Haus, zu dem unser Vaterland geworden ist, das so sehr unser Vaterland ist wie von irgend-einem dieser Kerle, die nicht die Hosen anhatten und es ver-

raten, verkauft, entehrt, verpfändet und verteilt haben, so wie die Söldner das Kleid Jesu Christi verteilt haben.

4. Deshalb veröffentlichen wir dieses Manifest, um Frauen und Männern klarzumachen, dass sie endlich aufhören sollen, auf den ehrlichen, vertrauenswürdigen Mann zu warten und lieber auf uns, die Frauen der PIE* – Partido de la Izquierda Erótica (Partei der Erotischen Linken) – setzen sollen. Wir nennen uns links, weil wir glauben, dass wir der Armut, der Korruption, dem Desaster dieses Landes einen linken Haken verpassen müssen. Wir sind erotisch, weil „Eros“ LEBEN bedeutet, was das Wichtigste ist, das wir besitzen, und weil wir Frauen von jeher nicht nur diejenigen gewesen sind, die es geschenkt haben, sondern auch diejenigen, die es bewahrt und geschützt haben; wir sind die PIE, weil uns nichts weiter trägt als unser Willen, in die Zukunft zu schreiten, beim Schreiten unseren Weg zu finden und mit denen vorwärtszukommen, die uns folgen wollen.

5. Wir versprechen, dieses Land von Grund auf reinzumachen, es auszufegen, zu wischen, zu entstauben und den Schmutz wegzuwaschen, bis es in seiner ganzen Schönheit strahlt. Wir versprechen, es aufzupolieren und nach frisch gebügelter Wäsche duften zu lassen.

6. Wir erklären, dass unsere Ideologie die Glückseligkeit ist: zu versuchen, dass wir alle glücklich werden, in Würde leben können, mit der uneingeschränkten Freiheit, unser ganzes menschliches und schöpferisches Potenzial entfalten zu können, ohne dass der Staat unser Recht zu denken, zu sprechen und kritisieren zu können, so wie es uns gefällt.

7. Wir versprechen, dass wir in Kürze unser Programm veröffentlichen werden, mit dem wir erklären wollen, was wir uns vornehmen. Wir laden hiermit alle Frauen ein, uns zu unterstützen und sich uns anzuschließen. Die Männer laden wir ein, gut nachzudenken und sich daran zu erinnern, wer sie erzogen hat und zu überlegen, ob es nicht besser gewesen wäre, eine Mutter zu haben, die sie vor diesen Landesvätern schützt, die nie Wort gehalten haben. Schließt Euch dem PIE an und hört auf, über eure eigenen Füße zu fallen!

* PIE: spanisch für „Fuß“

Gioconda Belli nahm aktiv am Befreiungskampf ihres Landes gegen die Familiendiktatur des Somoza-Clans teil und engagierte sich danach während der Sandinistischen Revolution in den achtziger Jahren für den Aufbau einer neuen Gesellschaft. Gleichzeitig machte sie sich als Autorin von Gedichten einen Namen, die mutig überkommene Tabus brachen und von einem neuen Bewusstsein als Frau zeugten. Ihre Romane sind in viele Sprachen übersetzt worden und haben ihr ein großes internationales Renommee als Schriftstellerin verschafft.

Lutz Kliche hat wieder gesichtet, ausgewählt, übersetzt und das Vorwort geschrieben. AMOS dankt herzlich.



ÜBERALL
IM GUTEN
BUCHHANDEL
ERHÄLTlich

REGIONALVERBAND RUHR



FrauRuhrMann

**Lebenswelten von Frauen und Männern
in der Metropole Ruhr**

Wie zukunftsfähig ist das Ruhrgebiet im Vergleich zu anderen Regionen? Ist der Strukturwandel der letzten Jahrzehnte erfolgreich verlaufen? Ist das Ruhrgebiet innovativ und kreativ oder eher träge und bildungsfern? Rund 50 Autorinnen und Autoren beleuchten schlaglichtartig die Lebens- und Arbeitswelten der Region. Dabei erweisen sich manche gängigen Klischees als falsch.

Im Mittelpunkt des Buches stehen die Menschen, die hier leben: ihre Wohnsituation, ihre Erwerbsmöglichkeiten und das weite Spektrum ihres Alltagslebens – auch mit dem Blick von außen betrachtet. Dabei wird deutlich, warum Frauen und Männer trotz Schwierigkeiten sehr gerne im Ruhrgebiet leben, wie sich ihre Lebenswelten voneinander unterscheiden, wie ein zukunftsfähiges Ruhrgebiet regionalpolitisch gestaltet werden müsste – und warum das nur mit Frauen und Männern gemeinsam funktionieren kann.

→ 400 Seiten, broschiert, zahlr. Abb., 19,95 Euro, ISBN 978-3-8375-0083-7

Rolf Stefaniak

Ruhrkultur

Was bedeutet und zu welchem Ende führt Industriekultur?

Als seit der Mitte des 19. Jahrhunderts im Ruhrgebiet im Verbund von Kohle und Stahl die Industrialisierung begann, war von Industriekultur noch nicht die Rede. Erst hundert Jahre später, seit ihrem Niedergang, hat Arbeit, mit der Industrie immer verbunden war, ihren Rang an Kultur abgetreten. Industriekultur bezeichnet nun die Hinterlassenschaften, die von Industriearbeit gänzlich entleert einer neuen Verwertung zugeführt werden. Dazu bedurfte es einiger Umstände und eines neuen Denkens.

Wusste man in den siebziger und achtziger Jahren nicht, was mit den stillgelegten Industrieanlagen anzufangen war, war es zunächst der Denkmalschutz, der nach einer ersten Abrisswelle sich ihrer bemächtigte und also auch die verlassenen Industriegebäude in den Status überlieferungswürdiger Zeugnisse erhob. Dieser Status genügte bald nicht mehr; die kommunalen und insbesondere die Akteure der Internationalen Bauausstellung (IBA) Emscherpark begannen in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts damit, ganze Ensembles der industriellen Zeugnisse nicht lediglich zu bewahren, sondern durch architektonische Eingriffe ästhetisch zu veredeln und einer neuen Nutzung zuzuführen. Wo früher der Schmutz herrschte, glänzte nun die blanke Oberfläche. Alle Gebrauchs- und Vernutzungsspuren waren getilgt. An der Stelle der Industriearbeit machen sich nun „Kultur- und Kreativwirtschaft“ oder auch wissenschaftliche Einrichtungen und ihre Administratoren breit. Zechen und Industrieanlagen der Kohleförderung, Eisengewinnung und Stahlerzeugung bieten als nun entkernte Hüllen die Kulissen einer Welt der „Eventkultur“, für deren Dienstleistungen die Tourismusbranche die Kunden herbeischafft. Mit der Schlusspräsentation der IBA Emscherpark begann 1999 die „Route der Industriekultur“. Mit der Ernennung zur „Kulturhauptstadt Europas 2010“ sollte die „Ruhrstadt“ eine erste Krönung erfahren.

Wanderungsbewegungen

Das Ruhrgebiet als industrielles Ballungszentrum hat nicht nur die großen Wellen ausländischer Migrationsströme ausgelöst; immer ist es auch das Ziel inländischer Wanderungsbewegungen gewesen. Freilich haben die sprachlich Fremden den größeren Eindruck hinterlassen. Aus alldem ist ein Multikulturalismus entstanden, auf den man in den Werbebroschüren nicht ohne Stolz verweist. Wieweit dabei Integration mehr durch Abschottung und Trennung als durch fröhliche Durchmischung gelingt, ist eine Frage nach Generationen. Allein in der Arbeit, wo jeder auf jeden angewiesen ist, schließlich auch, nach dem Zweiten Weltkrieg, in der Gewerkschaft, gelingt, was in der Freizeit die eigene Sache bleibt. – Im Grunde ist hier jeder ein Zugewanderter; man muss nur tief genug graben.

Um 1914 zählten allein die polnischen Zuwanderer ca. 450.000 junge Arbeitskräfte. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Bevölkerung des Ruhrgebiets mit 3,5 Millionen Einwohnern seit Mitte des 19. Jahrhunderts verzehnfacht. In der Zeit der Weimarer Republik mit ihren sozialen und politischen Umbrüchen und Wirtschaftskrisen werden kaum mehr

Wanderungsbewegungen verzeichnet. Der NS-Faschismus errichtete dann ein Zwangsregime, das die Vernichtung der Unterworfenen durch Arbeit betrieb. Betrachten wir allein die größte Gruppe: „Von den insgesamt 5,7 Millionen sowjetischen Kriegsgefangenen, die während des gesamten Krieges in deutsche Hände gerieten, kamen mehr als 3,3 Millionen ums Leben.“ (Herbert 2001, 136)

Nach dem Zweiten Weltkrieg befriedigten Vertriebene und Flüchtlinge aus dem Osten und der DDR den wachsenden Arbeitskräftebedarf, bis dieser Zustrom durch den Mauerbau 1961 endete. Nach Anwerbungen seit Mitte der fünfziger Jahre mit italienischen Arbeitskräften als der größten Gruppe, gefolgt von Griechen, Spaniern, Portugiesen, Jugoslawen und Marokkanern, Mitte der sechziger Jahre auch einer größeren Gruppe von Südkoreanern und Japanern, waren seit den siebziger Jahren die türkischen Arbeitskräfte bei Weitem in der Mehrzahl. Allein im Steinkohlebergbau des Ruhrgebiets stellten Ausländer in dieser Zeit knapp ein Viertel der Gesamtbelegschaften mit Türken, nahezu alle gewerkschaftlich organisiert, weit vorn an der Spitze. Um ihre Dominanz zu verdeutlichen: 1982 waren 83 Prozent der ausländischen Belegschaft bei der RAG Türken. (Tenfelde 2006)

Während die Stahlstandorte schrumpfen und der Textilindustrie in die Länder der Dritten Welt folgen, ist das endgültige Ende des Steinkohlebergbaus in der EU für das Jahr 2018 vereinbart; ginge es nach der FDP und den Wirtschaftskreisen der CDU, wäre bereits 2014 Schluss.

Kultur- und Kreativwirtschaft

Nach dem Forschungsbericht des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie von 2009 nimmt die „Kultur- und Kreativwirtschaft“ mit einem Anteil von 61 Milliarden Euro oder 2,6 Prozent des Bruttoinlandsprodukts hinter der Automobilindustrie mit 71 Milliarden und vor der Chemischen Industrie mit 49 Milliarden Euro eine mittlere Stellung ein.

Gegen die konventionelle Statistik hat man diesen Sektor neu erfasst: die „Kultur- und Kreativwirtschaft“. Von Verlag, Film, Rundfunk ist alles versammelt, was neben seinem kulturellen auch einen wirtschaftlichen Nutzen verspricht. Künstler gehören dazu, wofern sie steuerpflichtig sind, aber auch Journalisten, Museumsleute, Architekten usw. bis hin zu den Game-Entwicklern, jenen also, die die neuesten Knallerspiele auf Digitalbasis auf den Markt werfen. Dabei kommen immerhin elf Wirtschaftszweige zustande. In dieser Spaß-, Medien- und Bewusstseinsindustrie sind die qualifizierten prekären Beschäftigten zuhause, die sich selbst ausbeuten, den Selbstständigen und die unter Wert bezahlten Gelegenheitsjobs. Das macht für Nordrhein-Westfalen im Jahr 2007 immerhin rund 212.000 Erwerbstätige und dazu noch 243.000 prekär Beschäftigte, also insgesamt eine knappe halbe Million Menschen aus. (NRW.BANK 2009, 18) Einer Meldung des Informationsdiensts Wissenschaft vom 3. November zufolge haben kreative und hochqualifizierte Menschen positive Auswirkungen für die wirtschaftliche Entwicklung der Regionen, in denen sie leben und arbeiten. Nur eben, und das stellt die

Beilage „Beruf und Chance“ der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am darauf folgenden Wochenende fest, verdienen sie zu wenig. „Viele Akademiker in kreativen Berufen können kaum von ihrer Arbeit leben. Für ihren Traumberuf nehmen sie das in Kauf.“ „Im Extremfall“, zitiert das Blatt die Forschung, „seien Betroffene irgendwann nicht mehr in der Lage, Arbeit und Privatleben voneinander abzugrenzen, steuerten geradewegs in einen Burnout.“ Das große Geld machen dann die Großen, die auch dazugehören, mit vergleichsweise wenigen Beschäftigten: der WAZ-Konzern, Bertelsmann, RTL etc.

Industriekultur und Postindustrielle Gesellschaft

Einer, der beim Schwärmen für die Industriekultur im Ruhrgebiet und ihre Route in Hochform gerät, ist Wolfgang Ebert. Wolfgang Ebert ist der Präsident der Deutschen Gesellschaft für Industriekultur (DGfI) und Hochschullehrer für „Industrial Heritage Management“ in Istanbul. In seinem Aufsatz für das Themenheft „Stadt und Industriekultur“ (1/2008) der „Informationen zur modernen Stadtgeschichte“ (IMS), das vom „Deutschen Institut für Urbanistik“ herausgegeben wird, heißt es gleich zu Anfang: „Industriekultur befasst sich mit allen materiellen und immateriellen Zeugen der Geschichte, Gegenwart und Zukunft des Industriezeitalters und der industriellen Kulturlandschaft.“ Und weiter: „Die industrielle Revolution erzeugte eine Gesellschaft, die eine eigene kulturelle Identität besaß. (...) Die Weiterentwicklung des Bildes der Industrielandschaft zur industriellen Kulturlandschaft, kann ein Nukleus für die ‚Neue Stadt‘ im Industrieviertel werden.“ (Ebert 2008, 49f.) Daraus entsteht dann, auf der Basis der Kulturwirtschaft und unter Nutzung der Zeugnisse der Großen Industrie, die ökonomische Zukunft. Erneuerung durch Erbe oder „Regeneration through Heritage“ ist das Leitmotiv.

Eberts Ausführungen (denen im folgenden Heft der IMS Heinz Reif nachdrücklich widerspricht) sind voll von „Scouts“, die als Vorhut der Massen wie Goethe Italien den ästhetischen Reiz der alten Industrie entdecken; von der „Bespielung kulturindustrieller Orte“ mit erlebnisorientierten Angeboten; vom „Alleinstellungsmerkmal“ speziell der Ruhrregion und eben der „Destination Ruhrgebiet“. „Location-Agenturen“ bevölkern das Feld, und es begeistert der „kulturelle Mix der Zuwanderung“, deren Mitglieder die Gegend in ihrer Begegnung mit Touristen erst authentisch machten. Möglich freilich wird all dies erst durch ein „Marketing“, das die Sache profitabel an den Mann zu bringen versteht.

Ebert in seiner süffigen Begeisterung erinnert darin ex post an jene Reporter, wie sie Georg Schwarz in seinem 1931 bei der Büchergilde Gutenberg erschienenen Band „Kohlenpott. Ein Buch von der Ruhr“ beschrieben hat:

„Die durchreisenden Reporter schmecken dabei ordentlich den Ruß auf der Zunge und lassen ihn genießerisch wie eine Prise Kaviar zergehen. Das ist kerniger als das Nuppenparfüm Berliner Ballsäle. ... So entdeckt man das technische Wunderland an der Ruhr, aber keine soziale Not.“ (Schwarz 1931, 7)

Industriekultur und Kulturindustrie

Warum Industriekultur? Industriekultur soll jene „dinglichen Hinterlassenschaften aller am Industrialisierungsprozess Beteiligten, vom Konzernherrn bis zum Schrankenwärter“ bezeichnen, unabhängig von der Stellung, die sie im indus-

triellen Produktionsprozess innehaben (Axel Föhl, zit. nach Bartel 2008, 73). Industriekultur meint also jene Kultur des Industriezeitalters, die unabhängig von der sozialen Stellung ihrer Träger die Epoche bestimmt. Erst mit ihr kann man schließlich von der Dienstleistungs- und Wissenskultur reden; wie jene verleugnet auch sie ihren sozialen Gehalt und entlässt ihn aus seiner Haftung.

Als Pendant zur Industriekultur kannte die Soziologie der fünfziger Jahre in der Bundesrepublik Deutschland die Industriegesellschaft, die als „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ Karriere machte. Erst der Soziologentag von 1968 setzte dem – unter dem Titel „Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft“ – ein zaghaftes Ende.

Es gibt kein Wort für „Industriekultur“ in einer anderen Sprache. Und es macht die Eigenwilligkeit des Deutschen aus, dass man sich lieber in einer despotischen Kultur als in einer demokratischen Zivilisation einzurichten gedenkt. Mit Walter Benjamin zu reden: „Wer immer bis zu diesem Tage den Sieg davontrug, der marschiert mit in dem Triumphzug, der die heute Herrschenden über die dahinführt, die heute am Boden liegen. Die Beute wird, wie das immer so üblich war, im Triumphzug mitgeführt. Man bezeichnet sie als die Kulturgüter. (...) Es ist niemals ein Dokument der Kultur, ohne zugleich ein solches der Barbarei zu sein.“ (Benjamin 1961, 271f.)

Und weiter: „Kultur“ war immer schon der Begriff, der statt des Internationalismus der Klassen auf den Nationalismus der Rassen setzte. In ihr und besonders in der „Nationalkultur“ einer „Kulturnation“ soll zusammengehalten werden, was antagonistisch auseinander treibt. Aber den Zusammenhalt der Klassen in der Nation kann Kultur nur gegen die Realität behaupten; als lediglich eine Abteilung der Kulturindustrie ist Industriekultur der Massenbetrug, den Max Horkheimer und Theodor W. Adorno der Kulturindustrie in Gänze bescheinigt haben.

Wir sind wieder da, von wo wir einmal aufgebrochen sind.

Rolf Stefaniak, Jg. 1944, Journalist

die Literatur dazu:

- Bartel, Berthold**, Das Unbehagen in der Industriekultur. Forum Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur 1, 2008, S. 73-78
- Benjamin, Walter**, Geschichtsphilosophische Thesen, in: Ders., Illuminationen. Ausgewählte Schriften, Frankfurt/Main 1961, S. 268-279
- Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie (Hrsg.)**, Gesamtwirtschaftliche Perspektiven der Kultur- und Kreativwirtschaft in Deutschland. Forschungsbericht Nr. 577, Kurzfassung, Berlin 2009
- Ebert, Wolfgang**, „A Work in Progress“ – Von der ‚Route der Industriekultur‘ im Ruhrgebiet zur ‚ERIH – Europäische Route der Industriekultur‘. Informationen zur modernen Stadtgeschichte (IMS), 1/2008, S. 49-61
- Gesamtverband Steinkohle (Hrsg.)**, Steinkohle. Jahresbericht 2009: Globalisierung braucht Sicherheit, Essen 2009
- Herbert, Ulrich**, Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland, München 2001
- NRW.BANK (Hrsg.)**, Kultur- und Kreativwirtschaft. Ökonomische Impulse für Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 2009
- Reif, Heinz**, „Industriekultur“ – Anmerkungen zu einem „unscharfen Begriff“. Informationen zur modernen Stadtgeschichte (IMS), 2/2008, S. 79-87; dort auch nützliche Hinweise zur Diskussion über „Industriekultur“ in der Zeitschrift „Forum Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur“, siehe S. 79, Anm. 1
- Schwarz, Georg**, Kohlenpott. Ein Buch von der Ruhr, Berlin 1931
- Tenfelde, Klaus**, Schmelztiegel Ruhrgebiet? Polnische und türkische Arbeiter im Bergbau: Integration und Assimilation in der montanindustriellen Erwerbsgesellschaft. Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen, Heft 36/2006, S. 7-28

Rolf Euler

Still-Leben A 40 – Kulturhauptstadt von unten

Für AMOS zum „Ruhrgebiet als solches“ zu schreiben? Unmöglich! Das Thema wäre an sich schon eine Parodie ... es sei denn, man greift auf Frank Goosens Großvater zurück, der gesagt haben soll: „Woanders ist auch Scheiße!“

Aber da war ja auch noch der 18. Juli. Da war nur „woanders Scheiße“! Hier hat „das Ruhrgebiet“ doch tatsächlich die Kulturhauptstadt selbst in die Hand und unter die Füße



bzw. die Räder genommen und mal so richtig genossen. Kultur des Alltags und des normalen Wochenendes, und das von allen Schichten und Gruppen der Bevölkerung, fand am Sonntag auf der gesperrten A 40, der alten B 1, dem „Ruhr-schnellweg“, statt.

Kulturhauptstadt – das war oft „Kultur für“ die Menschen, viel zu selten „Kultur von“ den Menschen selber. Hier war das Still-Leben A 40 eine gelungene Ausnahme.

Viele Befürchtungen im Vorfeld, hier würde ein „Mega-Event“ für die Selbstdarstellung der Kulturhauptstadtmacher produziert, stellten sich insofern als unbegründet heraus, weil die Veranstaltung tatsächlich zwar ein richtig „großes Ereignis“ mit wohl rund zwei Millionen Beteiligten war, aber vor allem von den Beteiligten selber in ihrem Sinne gestaltet wurde. Das Ruhrgebiet ergriff vom Ruhrschnellweg „Besitz“, und mensch lernte, was alles ohne Autos geht!

Für das „Still-Leben A 40“ wurde die gesamte Autobahn auf 60 Kilometern für den Autoverkehr gesperrt. Auf der einen Fahrbahn wurden Bierzeltgarnituren aufgestellt, die

von Vereinen, Belegschaften, Schulklassen, Organisationen, Künstlergruppen, Familien, Nachbarschaftsgruppen und allen, die Lust dazu hatten, belegt wurden. Mit ihren Aktivitäten, Selbstdarstellungen, Spielen, Kinderbeschäftigungen, Festessen, Kunstaktionen, Musik, Imbiss, Kabarett, Theater zeigten sie, was das Ruhrgebiet „als solches“ ist. Diese Fahrbahn war für Fußgänger freigegeben, die sich streckenweise dicht um die Tische und Bühnen und Bänke, Stände und unter die Sonnenschirme drängten, eingeladen wurden, mitmachen, oder auch nur schauen.

Auf der anderen Fahrbahn war die A 40 nur für „Räder ohne Motor“ freigegeben, und so drängten dann vor allem Fahrradfahrer (eine Million sollen es gewesen sein!) während des Tages über die Zufahrten auf die Strecke. Familien, Fahrradgruppen, viele Einzelfahrer, aber auch Inline-Skater drängten sich, und es entstand an vielen Stellen sogar der „Normalzustand“ der A 40: Stau zwischen Essen und Bochum!

Die Fahrradfahrer konnten nur an den Auffahrten auf die Tisch- und Fußgänger-Fahrbahn wechseln, so bildeten sich

dort schnell riesige Abstellplätze. Besucher aus der gesamten Bundesrepublik wurden gesichtet, aber vor allem Anwohner



der B 1 und Bewohner der anderen Ruhrgebietsstädte, die sich die gesperrte Autobahn nicht entgehen lassen wollten. So kamen alle Familien, Initiativen und Vereine, die einen Tisch hatten, zu großem Publikum. Musik und Essen, Gaukelei und Kindergruppen waren dicht umlagert, man lernte Kleinkunst und Kultur des Alltags in großer Vielseitigkeit kennen. Die Menschen blieben freundlich und geduldig im Fahrrad-Stau oder in den Warteschlangen vor Toiletten und Verpflegungswagen. Es waren Freiwillige aller möglichen Organisationen und auch die so genannten „Volunteers“ der Kulturhauptstadt für Information, Ablauf und Sicherheit eingeteilt. Die Organisation für den Auf- und Abbau der Tische lief prima, hier wurde eine auch von mir zu Anfang skeptisch betrachtete Idee auf verblüffend einfache Weise verwirklicht. Die Stimmung war überall fröhlich – das Wetter spielte mit – und entsprach einem gelungenen Nachbarschafts- und Straßenfest, bloß in vieltausendfacher Anzahl und Länge.

Dass die Kulturhauptstadt-Organisation die A 40 stilllegte und der Bevölkerung „zur Verfügung“ stellte, führte dazu, dass mensch sich auf neue Art die „Straße eroberte“. Und dass man „Hauptstadt“ war, interessierte an dem Tag wenige, außer, dass es eben der nützliche Anlass war, die Autobahn stillzulegen.

Rolf Euler, Mitgründer von AMOS, Bergmann auf der Zeche General Blumenthal in Recklinghausen, jetzt im Ruhestand mit Bedarf an kommunikativen Zuständen (Fotos: Rolf Euler)

AMOS-ABO

Ich bestelle ein AMOS-ABO

gegen eine Kostenbeteiligung von z.Zt. 18,- € pro Jahr.

Rechnungsanschrift (AbonnentIn)

Name _____
 Straße _____
 PLZ/Ort _____
 Datum _____ Unterschrift _____

Lieferanschrift (falls von Rechnungsanschrift abweichend)

Name _____
 Straße _____
 PLZ/Ort _____

Zahlungsweise

- ☐ Verrechnungsscheck über 18,- € liegt bei
☐ Überweisung über 18,- € ist erfolgt
 am _____ an AMOS, Marl, Konto 33 300 120
 Sparkasse Bochum (BLZ 430 500 01)

Mir ist bekannt, dass ich diese Bestellung innerhalb einer Woche widerrufen kann. Laut Gesetz bestätige ich dieses Wissen mit meiner Unterschrift: _____

ausschneiden und einsenden an Hartmut Dreier, Adresse s. Impressum

Robert Bosshard

Kulturprovinz Ruhr 2010

Verstrickt in ein trunkenes „Stammtischpalaver“, wenn inmitten persönlicher Gespräche in linkischer Verfassung was kollektiv Unbewusstes sich zu Wort meldet, hat eine Kopfrechnung ergeben, dass nach offiziellen Schätzungen, 2014, also in den dreizehn Jahren bis zum versprochenen Rückzug der halbwüchsigen, dann dreizehnjährigen NATO-Kriegsführung in Afghanistan, der Westen 860 Milliarden Dollar in das Land investiert haben wird. Das ist viel Geld. Würde man es gleichmäßig an die 27 Millionen Einwohner des Landes verteilen, so wäre dann jeder Afghane ein Dollarmillionär. Eine Milchmädchenrechnung zwar, zugegeben, ohne Wirtschaftswissenschaften gerechnet, denn laufend werden Zweidrittel der Gelder in Kriegsgüter investiert, die „natürlich“ als Sold, Beraterverträge und kriegswirtschaftliche Großaufträge zurückfließen ins Kapitalgeberland, wodurch deutsche Arbeitsplätze gesichert werden und zudem wir zu Vizeexportweltmeistern gemacht worden sind. Und auch das restliche Drittel wird nicht gedankenlos aus dem Schlitz unserer Spendierhose in versteckte Unfruchtbarkeiten verpisst, sondern, produktiv eingefädelt in ideologische Propaganda- und verdeckte Beschwichtigungsdeals zur Stärkung des Fortschrittsgedankens, gezielt platziert, um deutsche Demokratie- und Marktgedanken in die dortigen Paradiesgärten zu implantieren. Und wenn nebenbei beim Aufbau eines nationalistisch geprägten afghanischen Militärs Milliarden versickern, so garantiert dies die erforderliche Schützenhilfe für unsere aufgeklärten Hilfsorganisationen und deren nachhaltige Missionen. Oder soll man etwa den Wiederaufbau der im Befreiungskampf durch US-Drohnen zerstörten Regierungsgebäude konkurrenzlos den Chinesen überlassen?

Und entsprechend der Sicherung nationaler Interessen, wird auch jede andere auf eine bestimmte Region bezogene Ökonomie automatisch marktgerecht reguliert, nicht selbstlos aber hinausschauend über den eigenen Horizont. Am Beispiel des momentanen Kulturkampfes an der Ruhr (er wird unter dem Begriff „Kulturhauptstadt Ruhr 2010“ in die lokale Geschichte eingehen) ist die Struktur der daraus resultierenden Winkelzüge recht gut zu erkennen. Zum ersten: Nachdem das Großkapital, besorgt über die im Rahmen der sogenannten Kohle- und Stahlkrisen sinkenden Profitraten an der Ruhr, seine finanziellen Ressourcen in „Schwellenländer“ verschoben hat (nicht etwa um Steuern zu sparen, die wären für sie leicht zu umgehen gewesen, sondern weil jene noch vor-demokratisch organisierten und also mit leicht manipulierbaren Machtapparaten ausgestatteten Länder sich als „berechenbarer“ erweisen als unsere Auffassung von Demokratie), sieht es offenbar seine hirnrissige Heimatpflicht darin, das verseucht und disfunktional hinterlassene Revier möglichst kostenneutral der zurückgelassenen Arbeiterschaft zu überantworten. Hierfür setzt es akademie- und computergestützt einen Placebo-Sanierungstrick ein, indem es mittels grandioser Industrieparkinitiativen, aussichtsreicher Parkautobahnen, geselliger Radparktrassen und besucherfreundlicher Parklandmarken derart insistent Selbstheilungspraktiken und Regenerationsautomatismen beschwört, dass der Ruf nach Mitbestimmung

und sozialer Gerechtigkeit nur noch als ewiggestriges Geplärre aus dem Stahlfachwerk des Weltwunders Zollverein im Ruhrmuseum widerhallt.

Gleichzeitig kämpft das Finanzkapital darum, dass seine um drei Großkriege herum erlangten regionalen Triumphe erinnert und respektiert werden, indem es seine Industriegewerke mit öffentlichen Mitteln auf den Sockel stellen lässt. Und so leuchten die Foyers teuer renovierter Fabrikhallen im Sinn von Kathedralen postfeudaler Industriebarone neuromantisch weit hinaus in Weltausstellungen bis Shanghai; bauen, globale Präsenz suggerierend, die fremdgegangenen Konzerne ihre Verwaltungszentralen pompös dort neu auf, wo vor kurzem noch ihre Panzerfabriken standen; lassen sie, angelehnt an die Festivals von Mozarts Salzburg und Wagners Bayreuth, im Rahmen so genannter „Ruhrtriennalen“ Großbürgerinszenierungen im Industrieviertel funkeln, was das Zeug hält. Die überregional ausstrahlenden Kunstmuseen sind zu Modellstationen für produktferne Wertespekulation umfunktioniert, und das nichtproletarische Hochglanzimage des Reviers wird hundertfach abgeschrieben in den internationalen Tourismusmesen verteilt. Einfach toll, all die kulturpolitischen Initiativen von Großsponsoren, nur schade vielleicht, dass diese kapitalseitig forcierten Sonderinteressen und die daran gebundenen Lobby-Aktivitäten wie automatisch auch den größten Teil der dem Kulturbetrieb zugeschlagenen Subventionsgelder beanspruchen. Wohlverstanden, niemand in der Region möchte die beschriebenen Initiativen missen, aber es würde sich einfach besser machen, wenn gleichermaßen auch die auf deren Kosten dramatisch vernachlässigten arbeiterkulturellen Interessen und kommunalen Kulturstätten zum Zuge kämen.

Aber das Jahr 2010 wurde halt soeben schwer von einer jener „Finanzkrisen“ getroffen, deren Funktion ist, den Anforderungen des Markts entsprechend unter hohem Einsatz öffentlicher Mittel die privaten Kreditinstitute auszumisten und zu sanieren. Da ist nicht gerade viel Steuergeld übrig geblieben. Und diese geringe Menge noch frei flottierender Kapitalmasse verlor sich fast gänzlich in den Sozialfonds des vom Industriekapital hinterlassenen Alten. Nur logisch, dass die Beziehungen zu den lokalen Kultureinrichtungen nur noch unter dem Aspekt von Sparen und Kürzen betrachtet werden konnten – und dies ausgerechnet zum Zeitpunkt größter kultureller Empfindsamkeit, nämlich anlässlich der Nominierung der Industrieregion Ruhr zur „Kulturhauptstadt Europas“, also unter Beobachtung der halben Welt! Klar, dass es in einer derartigen Situation kulturpolitisch blitzschnell zu entscheiden galt, und also musste pauschal das bieder Lokale gezügelt und eingefroren und statt dessen mit allen Mitteln medientaugliche Großveranstaltungen erfunden werden. Obwohl man eigentlich, geradezu paradox dazu, aufgrund der guten Lösungsansätze im Ruhrgebiet dieses in diesem Rahmen zum Modell für Europa ernennen wollte. Aber das hätte man hier ohnehin schäbig gefunden, zu realistisch. Mit den vielfältig das Revier prägenden Arbeiter-, Arbeitslosen-, Immigrantens- und Sesshafterkulturen ließe sich kein Staat machen und erst

recht nicht mit der Problematik der wachsenden Armut in den nördlichen Zonen, der rasant zunehmenden Segregation zwischen den Einkommensschichten, dem Zusammenbruch ganzer Wohnviertel angesichts des Verfalls der bürgerchaftlichen Eigentumsverpflichtung.

Und so abstrahierte man dann und verklärte mittels riesig lustig bunt arrangierter Luftballons die aufgegebenen Arbeitsplätze im Bergbau zu ästhetisch isolierten „Schachtzeichen“; organisierte man mit hysterisch-patriotischem Fröhlichkeitsgebot ein Massenpicknick zwischen den Schallschutzwänden der Autobahn A 40 unter dem Label „Stilleben“ (simulierte dabei ein unmittelbar in die katastrophalen Massenmedien übersetzbare Zivilschutz-Manöver für zwei Millionen situativ getrieben durch die Region irrender Menschen); mietet zu Höchstpreisen für mehrere Tage die Fußballarena von Schalke, um als weltgrößtes „Chorwerk“ mit dem Kitsch heiler Heimat die regionalen Dissonanzen zu übertönen; versprach „jedem Kind ein Instrument“, um die affektive Armseligkeit unserer öffentlichen Erziehungseinrichtungen mit totalitärer Harmonie zu überspielen; und weiter ging die Odyssee bis hin zu dem bösen Versprechen, dort, hinter dem Bahnhof, dort könnten hunderttausende Jugendliche aufs mal ihre Love-Story durchziehen.

Selbstverständlich waren, wie anlässlich jedes kulturmonopolistischen Treibens, vereinzelt auch selbstlose lokal verwurzelte Kulturinitiativen zu erleben. Und wer im Rhythmus dieser, unter dem Titel „local heroes“ (es wäre zu deutsch, diese peinliche Begrifflichkeit zu übersetzen) laufenden, lebenswerten Aktionen übers ganze Revier von Ortsteil zu Vorort zu Wohnviertel verfolgte, kriegte einiges mit vom Zustand der hiesigen Seelen, süß und beweinenenswert, selbstbewusst und verloren, tief im stockenden Herzen der verarmten Kommunen. – Aber halt, da gab es doch auch die kraftstrotzende, unter dem Begriff „Emscherkunst“ bekannt gemachte Initiative, die solide finanziert und professionell betreut dem Radweg des Rhein-Herne-Kanals entlang fünfundzwanzig herausragende, von Fachkritik wie Publikum rundum positiv aufgenommene, landschaftsbezogen und poetisch arrangierte Kunstwerke von höchster individueller Qualität installierte. Ein Geniestreich der Emschergenossenschaft. Das ist eine öffentlich-rechtliche Einrichtung, welche die Aufgabe zu erfüllen hat, das seit dem Wiederaufbau nach dem zweiten Weltkrieg hoffnungslos veraltete Abwassersystem des nördlichen Ruhrgebiets neu zu organisieren. Eine riesige Aufgabenstellung, die zur Folge hat, dass diese Institution über eines der größten Investitionsvolumen des ganzen Ruhrgebiets verfügt. Ihr ökologisch orientiertes Renaturierungsprogramm ist unwidersprochenen, ihre „Kunst am Bau“-Initiativen wirken sympathisch, und die Bereitschaft, den Marktautomatismus zu übertölpeln, hat schon manche Pumpstation und manch ein Brückenprojekt preisverdächtig ins Licht gebracht. Wie wäre es also mit der Schlussfolgerung, dass in der momentanen Not von Theater und Bibliotheken unsere Abwasser wenigstens einen Gutteil unserer Kultur finanzieren.

Hermann Schulz

Den Jungs geht es dreckig

Vor einer Stunde war mein Freund Georg Leifels, der für AMOS die tollen Buchbesprechungen macht, bei mir. Als ich ihn auf ein Thema für ein neues Buch „für Jungs ab Zehn“ ansprach, sagte er: „AMOS wird zu 60% von Männern gelesen. Da kannst Du Stoff sammeln für Dein Ding! Schreib das Buch nicht nur für Jungs, sondern auch für die vielen hilflosen Väter. Oder Onkel, die mit ihnen nichts anzufangen wissen!“ „Aber auch Frauen können über ‚gute Männer und Väter‘ Auskunft geben“, gab ich zu bedenken. „Frauen, die AMOS lesen, wissen sofort Bescheid, was gemeint ist! Es gibt also keine Streuverluste ...“

Auf den Gedanken einer Geschichtensammlung „von guten Männern – für Jungs, Väter und Mütter“ kam ich durch meine Erfahrungen bei Lesungen und Workshops mit Schulklassen. Den Jungs vor der Pubertät geht es nicht gut. Sie sind eingeschüchtert, orientierungs- und mutlos. Die gleichaltrigen Mädchen ziehen in fast allen Leistungen an ihnen vorbei, beherrschen die Diskussionen (auch nach meinen Lesungen) und treten sicher auf. Mädchen lesen auch mehr und intensiver und wissen mit dem Gelesenen etwas anzufangen.

Fast 70% aller Jugendbücher werden von Autorinnen geschrieben, die Jungs mit ihren Problemen kommen also immer seltener vor. Kein Wunder, dass sie nicht für das Lesen zu begeistern sind! Wo finden Jungs ihre Orientierung? Wer sagt ihnen, was „männlich“ heißt, was das Leben für sie „als Mann“ bereit hält? Sollen wir ihnen „Sigismund Rüstig“ oder Karl May in die Hand drücken? Das Problem hat sicher viele Facetten. Die Situation wird noch erschwert, weil auch an den Schulen Lehrerinnen weit in Überzahl sind.

Dass Jungs weniger lesen als Mädchen, ist wohl schon immer so gewesen. Sie haben im vorpubertären Lebensalter andere Interessen, Technik, Abenteuer, Sport und andere körperliche Bewährungsproben. Man hat ihnen diesen Mangel bisher aber nie um die Ohren gehauen, da es bis vor wenigen Jahren darüber keine Statistiken gab. Erschwert wird die Lage auch durch die Tatsache, dass in vielen Familien der Vater entweder nicht - oder wenn, dann selten - da ist, und kaum Zeit hat, „männliche Orientierung“ zu vermitteln. Die jungen Väter gehören ja selbst zu einer zutiefst verunsicherten Generation, die ihre Rolle als Mann oder Vater neu erfinden soll.

In meinen AMOS-Kolumnen habe ich im Laufe der (inzwischen 19) Jahre das Thema durch Beispielgeschichten immer wieder aufgenommen, weil es in meinem eigenen Leben als „Junge“ unauslöschliche Erlebnisse gab. Ich erinnere an Gustav Schade, den Heilsarmee-Offizier, der sich in einer entscheidenden Situation für meine Brieftauben interessierte, oder an meinen Vetter Werner, der einen langen Weg mit dem Rad auf sich nahm, um mich zu seiner Hochzeit einzuladen. Ich denke auch an Fritz Hufnagel, der mir beibrachte, meiner eigenen Handschrift zu vertrauen (im Roman „Sonnenebel“) – und an viele andere, die mir (dem vaterlos aufwachsenden) kluge Hilfen geben konnten.

Um solche Geschichten geht es mir. Deshalb wende ich mich an die Leserinnen und Leser von AMOS: Wer mein Buchvorhaben unterstützen möchte, sollte mir eigene (oder beobachtete) Geschichten schicken (Stichworte reichen!); Geschichten von Männern, die beispielhaft sind für „männliches“ Handeln oder Verhalten. Damit die jugendlichen Leser einen Begriff davon bekommen, was Mann-Sein bedeutet – oder bedeuten kann.

Dass keine „macho“-Geschichten gemeint sind, versteht sich für AMOS-Leserinnen und Leser von selbst. Die Bitte um „erlebte Geschichten“ wendet sich ausdrücklich auch an Leserinnen! Nach meiner Erfahrung vermissen sehr viele Frauen (bei Freunden, bei ihren eigenen Männern) oft eindeutiges männliches Verhalten. Sie haben ja nicht selten die Nase voll von verunsicherten Männern, die ihnen mit der stummen Frage entgegen treten: „Bitte! Bitte! Wie hättest Du es denn gerne? Was soll ich tun, um Deinem emanzipierten Anspruch zu genügen?“

Mit eigenen Geschichten und denen, die man mir anvertraut, würde ich versuchen, eine passende Form zu finden, damit ein Lese- und Vorlesebuch „für Jungs“ entsteht – oder für alle, die sich für sie interessieren.

Wir sollten die armen kleinen Kerle nicht allein lassen. Und auch nicht die vielen hilflosen Väter.

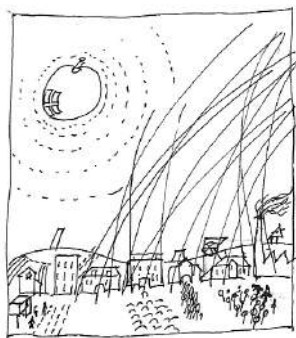
Kontakt: Hermann Schulz, Auf dem Brahm 11, 42281 Wuppertal. Mail: schulz-hermann@t-online.de

Manfred Walz, Yasemin Utku

Menschenorte 9

Zu den Wurzeln voran – urbaner Garten in Bochum bei Martina und Hannes

Gerade angekommen in Hiltrop ertönt der erste Beitrag zum Thema: ein Hahn kräht hinter den Häusern. Wo der Hahn, da der Hühnervater? Zunächst einmal sind es zwei: Martina und vor allem Hannes. Sie haben hier am Rand einer Siedlung der Bogestra (= Bochum-Gelsenkirchener-Straßenbahn) zwei konsequent ökologische Häuser gebaut, eins für sich und für das andere – das Grundstück war zu groß – wurden Nachbarn gesucht – an der Gestalt der Gärten werden unterschiedliche Lebensentwürfe deutlich. Hinter den Grundstücken war Grabeland – später dicht zugewachsen und mit einem verlassenen Taubenhaus. Ehemals zur Selbstversorgung, wie es sich für die Werksiedler hier gehörte. Heute ist die Wildnis fast gerodet, Spatenstich für Spatenstich – hinter den Hecken folgen Beete mit Kartoffeln, voller roter Beete und Hochbeete mit Kürbis, aber auch Blumen, Himbeeren am Rand und Bienenweide hinter dem Kirschbaum, dann Bienenstöcke. Dahinter das Gewächshaus, gegenüber eine Hütte, kräftiger Holzrahmen mit offenem Sitzplatz und dort schließlich auch der Hahn und die Hühner.



Die Berufe von Martina, Stadtplanerin in Krefeld mit Telearbeitsplatz zuhause und Ratsfrau bei den Grünen in Bochum, und Hannes, Architekt, lassen das nicht vermuten. Die Biografien der beiden „Ruhrgebietspflanzen“ auch nicht, zumindest nicht auf den ersten Blick. Martina ist in Ickern

in einem Steigerhaus aufgewachsen. Für die ostpreussische Großmutter war die Einmacherei Pflicht, viel Arbeit in Haus und Garten. Die Mutter wollte anders wirtschaften, der Garten sollte Ziergarten sein: „Fortschritt ist im Supermarkt.“ Hannes wuchs mit seiner katholisch orientierten Familie im Gelsenkirchener Stadtzentrum in einem räumlich und finanziell engen Küsterhaushalt auf. Mit der Großmutter, der Köchin im Kolpinghaus, gibt es auch hier eine Familienspur, die selbst produzierte Ernährung wichtig nahm. Er war Messdiener und wurde ausgewählt als Schüler für den katholischen Proporz im Versuchsjahr für die Gesamtschule, die für ihn eine Parallelwelt eröffnete. Beide, Hannes und Martina, waren früh politisch für ihre eigenen Ziele aktiv und trafen sich in den 1980ern, in gemeinsamer Aufruhr gegen die Übel jener Zeit, in der „Initiative gegen Atomanlagen“ und bei den Fabrikbesetzungen für das autonome Kulturzentrum, aber auch für gemeinsame Wohn- und Lebensformen. Themen, die uns auch heute noch fordern.

In der ersten Wohngemeinschaft wird das gemeinsame Kind geboren. Der Versuch, ein Leben in „klassischer“ Kleinfamilie zu führen, scheitert – und die nächste WG wird gegründet. Mit gleich Gesinnten, die gemeinsam die Tochter großziehen. Als sich die WG trennt und sich auch „unser gemeinsamer Lebensentwurf in Luft auflöste“ wird neu gestartet: mit dem

Öko-Haus und einer urbanen Gartenwirtschaft, die gemeinsam mit anderen betrieben wird und deren Initiator der heutige Besitzer des ehemaligen WG-Hauses ist. Gemeinsam in einem langsam wachsenden Netz mit anderen, in einer respektvoll neugierigen Einstellung zu Boden, zur Natur, zum eigenen Leben. Anderen und sich selbst „positiv etwas vorleben“ – urbane Gartenwirtschaft als politische Aussage. Jeder gibt so viel er kann, gemeinsam selbst produzieren und altes Wissen neu lernen.



Gefunden haben sich Grabende, Pflanzende, Hegende und Erntende, die darüber Freunde wurden. Es ist eine Gemeinschaft, die den Gedanken

fortschreibt, miteinander sinnvoll zu leben. Vielleicht ist es ein Projekt auf Zeit, wie manches vorangegangene, in der aber ein soziales Netz wächst und nicht nur „der krähen Hahn ein Thema ist, über das man spricht“. Hannes plant den Ausbau der Gartenhütte mit eigener Samenzüchtung und -produktion. Auch dies mit einem geerdeten Blick auf einen alternativen Weg in der „klassischen“ Konsumgesellschaft. Beschenkt mit roten Beeten gehen wir.

Manfred Walz, Jg. 1940, in Synthese von Naturwissenschaften und Kunst in einer Ausbildung zum Architekten, dann Stadtplaner, immer zeichnend, und seit 1984 Titelblattzeichner des AMOS

Yasemin Utku, Stadtplanerin und Architektin in Dortmund. In einem blumengeprägten Haushalt aufgewachsen, seit zwanzig Jahren ohne Garten im Ruhrgebiet lebend und mit Fragen der Stadtentwicklung beschäftigt.

Lesetipp

Betül Durmaz
Döner, MACHOS und Migranten. Mein zartbitteres Lehrerleben
Herder 2009

Im ersten Teil ihres Buches beschreibt die Autorin, an einer Förderschule in Gelsenkirchen als Lehrerin tätig, die Zuwanderungsgeschichte ihrer Familie, von der Türkei ins Ruhrgebiet, Anfang der 70-er Jahre, aus der Sicht ihrer Eltern. Bei der Lektüre ergibt sich ein ganz neuer Blickwinkel auf die damalige Situation hier im Revier.

Im zweiten Teil beschreibt sie, deren SchülerInnen zu mehr als 70 % einen Migrationshintergrund haben, in einer sehr persönlichen Weise eine Reihe von Schülerschicksalen.

Schließlich wirft sie einen Blick in die Zukunft ihrer SchülerInnen, die fast ausschließlich aus Familien stammen, die am Rande der Gesellschaft leben. Dies trifft in gleicher Weise auf Kinder aus deutschen wie aus Zuwandererfamilien zu. Sie werden es immer schwerer haben, eine Arbeitsstelle bzw. sogar eine Ausbildungsstelle zu bekommen. Viele alte Berufsfelder sind verschwunden, während vielfältige neue Berufe mit hohen theoretischen Anforderungen entstanden sind.

Nicole Rosenbach kommt das Verdienst zu, den entsprechenden Dokumentarfilm mit dem Titel: „Hart und herzlich. Eine türkische Lehrerin gibt nicht auf“ gedreht zu haben, der im September d.J. vom WDR gesendet wurde.

Schlussdokument der Palästina-Solidaritätskonferenz „Getrennte Vergangenheit – Gemeinsame Zukunft“

*Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit
Equality – or nothing (Edward W. Said)*

Vom 26. bis 28.11.2010 kamen in Stuttgart über 200 TeilnehmerInnen zu einer „Palästina-Solidaritätskonferenz“ zusammen. Thema der dreitägigen Konferenz mit dem Titel *Getrennte Vergangenheit – Gemeinsame Zukunft* waren „Hindernisse und Perspektiven für eine gerechte Lösung“ des Konflikts zwischen dem Staat Israel und den Palästinensern.

ReferentInnen waren der israelische Historiker Prof. Ilan Pappé von der Universität Exeter, Dr. Haidar Eid von der Al Aqsa Universität Gaza, Prof. Mazin Qumsiyeh von der Birzeit Universität Ramallah, der Mitbegründer des Internetportals Electronic Intifada Ali Abunimah, die palästinensische Aktivistin Lubna Masarwa, der Hamburger Völkerrechtler Prof. Norman Paech, die Publizistin und Menschenrechtsaktivistin Evelyn Hecht-Galinski, Annette Groth von der Linksfraction des Bundestags, der Rechtsanwalt Jörg Lang und Attia Rajab sowie Verena Rajab vom Palästina-Komitee Stuttgart. Schirmfrau war die israelische Rechtsanwältin und Menschenrechtlerin Felicia Langer.

Die KonferenzteilnehmerInnen aus England, Frankreich, Österreich, der Schweiz, Norwegen, USA und der Bundesrepublik Deutschland verständigten sich auf Strategien und Zielvorstellungen, die sie gemeinsam verfolgen wollen.

Sie stellten fest, dass das dogmatische Festhalten an der Zwei-Staaten-Lösung die tatsächlichen Realitäten ignoriert und von einer falschen Parität zwischen einer kolonialisierten und besetzten Bevölkerung auf der einen Seite und einem Kolonialstaat mit seiner militärischen Übermacht auf der anderen Seite ausgeht. Dies propagiert fälschlich die Möglichkeit, einen Frieden zu erreichen, indem den in den 1967 besetzten Gebieten lebenden PalästinenserInnen begrenzte nationale Rechte zugestanden würden, während den in den Grenzen von 1948 lebenden und den vertriebenen Menschen ihre Rechte verwehrt würden.

Das Festhalten an der Zwei-Staaten-Lösung verurteilt die PalästinenserInnen mit israelischer Staatsangehörigkeit dazu, als ‚Bürger zweiter Klasse‘ in ihrem angestammten Land zu leben, in einem rassistischen Staat, der ihnen nicht dieselben Rechte wie den jüdischen BürgerInnen gewährt. Außerdem würde das Fortbestehen eines zionistischen Staates den palästinensischen Flüchtlingen aus dessen Territorium das international anerkannte Recht auf Rückkehr verwehren.

Die Zwei-Staaten-Lösung kann zu nichts anderem führen als der Vertiefung und Zementierung der Ungleichheit. Das Modell zweier nach Ethnien oder Religionszugehörigkeiten getrennter Staaten setzt ethnische Separation oder fundamentale Ungleichheit innerhalb dieser Staaten voraus, wie wir sie im heutigen Israel erleben.

Die Ausführungen Ilan Pappés und der palästinensischen Referenten belegten schlüssig, dass der bisherige sogenannte Friedensprozess und die Verhandlungen nur einen Deckmantel für Israels Fortsetzung des Landraubs und der Entrechtung der palästinensischen Bevölkerung abgegeben hat.

Am Ende der Diskussion bestand weit gehendes Einvernehmen darüber, dass nur die Schaffung eines gemeinsamen, säkularen und demokratischen Staates auf dem historischen Palästina mit gleichen Rechten für alle Frieden und Gerechtigkeit für Palästinenser und Israelis bringen kann – eines Staates, in dem alle Menschen, gleich welcher Religion und Herkunft, gleichberechtigt zusammenleben. Dies schließt selbstverständlich die aus dem Land vertriebenen Palästinenser mit ein (Einlösung der Resolution 194 der UN-Vollversammlung).

Nach wie vor dulden die maßgeblichen Mächte, vor allem die USA und die EU-Staaten, anhaltende Verstöße Israels gegen internationales Recht und die Missachtung zahlreicher UN Resolutionen, die die koloniale und diskriminierende Politik Israels als illegal verurteilen. Die Regierungen der USA und der EU tolerieren die ständigen Angriffe auf die palästinensische Bevölkerung und Wohngebiete. Besonders das totale Versagen der „internationalen Gemeinschaft“ während des israelischen Massakers in Gaza im Winter 2008/2009 machte vielen klar, dass allein der Druck zivilgesellschaftlicher Initiativen weltweit eine Änderung der Politik Israels und seiner Unterstützer erzwingen kann.

Die Politik der Aushöhlung des internationalen Rechts durch die israelischen Verbündeten betrifft besonders die Bundesrepublik Deutschland, deren Regierung, Parteien, Gewerkschaften und Medien auf ein enges Verhältnis zu Israel eingeschworen sind. Diese billigen Israels Politik der Menschenrechtsverletzungen stillschweigend und befürworten diese teilweise sogar.

Eines der aktuellen Beispiele für die Verbindung der Bundesrepublik Deutschland mit dem Apartheidstaat Israel ist die Beteiligung der Deutschen Bahn am Schnellbahnprojekt zwischen Tel Aviv und Jerusalem, das durch das Gebiet der Westbank führt, wozu das Land der dortigen Bevölkerung enteignet werden müsste, während die Palästinenser der Westbank gleichzeitig von der Nutzung der Bahn ausgeschlossen würden. Ein weiteres Beispiel ist die deutsche Unterstützung der Aktivitäten des Jewish National Fund, einer zentralen zionistischen Institution, die die Apartheid im Staat Israel sichert. Gegenwärtig vertreibt der Jewish National Fund mit seinem Aufforstungs- und Siedlungsprojekt im Negev PalästinenserInnen von ihren angestammten Gebieten, wie das Beispiel des Dorfes von Al Arakib bei Beer Sheva deutlich macht, das vor kurzem zum siebten Mal durch israelische Sicherheitskräfte zerstört worden ist.

Die KonferenzteilnehmerInnen haben Mittel und Möglichkeiten diskutiert, wie unsere Basisbewegungen in Richtung einer gemeinsamen Zukunft von PalästinenserInnen und Israelis auf der Grundlage der Gleichberechtigung wirksam werden können. Die Hindernisse sind hoch, da es mächtige Interessen für die Beibehaltung der Rolle Israels als imperialem Vorposten Europas und der USA sowie deren wirtschaftlichen und strategischen Interessen gibt. In dieser Rolle wird Israel freie Hand gegeben, Menschenrechte und internationales Recht zu brechen und auszuhöhlen.

Das wirkungsvollste Mittel ist die nach dem Vorbild des

erfolgreichen Kampfes gegen die Apartheid in Südafrika organisierte Boykott-Kampagne. Die KonferenzteilnehmerInnen erzielten Übereinstimmung über die dringende Notwendigkeit, auch von Deutschland aus die internationale Kampagne für Boykott, Desinvestition und Sanktionen (BDS) gegen Israel zu unterstützen.

Sie schlossen sich damit dem von nahezu allen palästinensischen Zivilorganisationen getragenen Appell an, die diskriminierende und kolonialistische Politik der israelischen Regierung zu boykottieren und Druck auf unsere jeweiligen Regierungen und die Wirtschaft auszuüben, Embargos und Sanktionen gegen Israel zu erlassen. Boykottmaßnahmen und Desinvestment sind auch Gegenstand des von palästinensischen ChristInnen im Dezember 2009 verabschiedeten Kairos-Papiers.

Bei dieser Kampagne darf keine Zeit verloren werden, denn jeden Tag gehen die ethnische Säuberung und der langsame Genozid an der Bevölkerung Gazas durch die menschenrechtswidrige Blockade weiter. Viele sind bereits gestorben und sterben täglich, weil ihnen die Ausreise zu medizinischen Behandlungen verwehrt wird, die Verseuchung von Boden und Wasser durch die Hinterlassenschaft des Krieges gegen Gaza führt ebenfalls zu Krankheiten und Tod.

Die Kampagne bietet, wie die Diskussion zeigt, viele Möglichkeiten, sich als Teil eines bereits sehr erfolgreichen weltweiten Netzwerks von Solidaritätsgruppen, Gewerkschaften, antirassistischen Initiativen, globalisierungskritischen Gruppierungen, kirchlichen Gruppen, kritischen jüdischen und palästinensischen Vereinigungen und linken Parteien überall dort aktiv einzuschalten, wo wir faktisch mit den Machtstrukturen, Institutionen und Politikern verbunden sind, die die Ungleichheit praktizieren und verfestigen. Überall da gilt es, diejenigen, die vom israelischen Apartheidregime profitieren, zur Verantwortung zu ziehen. In Deutschland müssen wir uns ganz besonders der militärischen und so genannten Sicherheits-Kooperation mit Israel entgegen stellen.

„Diese gewaltlosen Strafmaßnahmen müssen“, so heißt es im Appell vom 9. Juli 2005 (Palestinian United Call for BDS against Israel), so lange aufrechterhalten bleiben, bis Israel seiner Verpflichtung nachkommt, den PalästinenserInnen das unveräußerliche Recht der Selbstbestimmung zuzugestehen, und zur Gänze den Maßstäben internationalen Rechts entspricht.

Folgende Punkte müssen verwirklicht werden (Zitat aus dem Appell):

1. „Das Ende von Israels ‚Besatzung und Kolonialisierung allen arabischen Landes wie auch der Abbau der Apartheid-Mauer
2. Israels Anerkennung der fundamentalen Rechte der arabisch-palästinensischen BürgerInnen Israels zu voller Gleichberechtigung und
3. Israels Respekt, Schutz und die Unterstützung der Rechte der palästinensischen Flüchtlinge, zu ihren Häusern und ihrem Eigentum zurückzukehren, wie es in der UN Resolution 194 vorgesehen ist“.

Die internationale BDS-Kampagne richtet sich selbstverständlich nicht gegen Jüdinnen und Juden und auch nicht gegen israelische BürgerInnen als solchen, sondern allein gegen die Unterdrückungspolitik eines Staates und gegen die Firmen und Institutionen, die an der Besatzung beteiligt sind, sie unterstützen oder davon profitieren. Die Kampagne wird daher von zahlreichen jüdischen Organisationen wie auch is-

raelischen Persönlichkeiten unterstützt.

Boykott, Abzug von Investitionen und Sanktionen sind der Schlüsselweg, bei dem jeder – wie früher gegen das südafrikanische Apartheidregime – mithelfen kann, wirtschaftlichen und moralischen Druck aufzubauen. Die BDS-Kampagne hat vor allem eine große symbolische Wirkung, indem die Kampagne der israelischen Bevölkerung den Spiegel vorhält und sie mit der Tatsache konfrontiert, dass immer mehr Menschen in der Welt die Politik ihres Staates als verbrecherisch ansehen.

Die zahlreichen Versuche von PalästinenserInnen, Israelis und internationalen Gruppen, die völkerrechtswidrige Blockade Gazas zu durchbrechen, stellen genauso wie BDS eine Methode dar, Unrechtsstrukturen und die Isolierung der Unterdrückten zu durchbrechen.

Die Konferenz-TeilnehmerInnen setzen sich dafür ein, dass weitere Freedom Flotillas und eine Flut von Aktionen zu Land und zu Wasser die Mauern und Blockaden um Gaza und die Westbank zum Einsturz bringen.

Die TeilnehmerInnen der Stuttgarter Konferenz setzen sich außerdem ein für

- die Freilassung aller der über 10.000 palästinensischen politischen Gefangenen, insbesondere der Frauen und Kinder sowie ParlamentarierInnen
- die Beendigung der israelischen Siedlungspolitik und die Rückgabe des geraubten Bodens
- die Aufhebung aller Barrieren, Check-Points und Apartheidmauern in Palästina
- den Stopp der Häuserzerstörungen in der Westbank, der Negev, in Jerusalem, Galiläa und im ganzen Land
- Aberkennung der Gemeinnützigkeit des Jewish National Fund (JNF) in Deutschland, da es sich um eine Apartheidorganisation des Staates Israel handelt.

Die TeilnehmerInnen appellieren an Gewerkschaften, die Friedensbewegung, die antirassistischen Initiativen und die Linken, sich diese Positionen in ihrer Gesamtheit zu Eigen zu machen.

Jeder muss ohne Zeitverzögerung unternehmen, was in seiner Macht steht, um Druck auf Israel auszuüben. Das zionistische System Israels wird nicht von sich aus die Rechte der PalästinenserInnen anerkennen. Jeder verzögerte Tag kostet die Vernichtung menschlicher Existenz. Bei allen Initiativen, die unternommen werden, darf nicht der Eindruck entstehen, als handle es sich um einen Konflikt zwischen zwei gleich starken Kontrahenten. Tatsache ist die absolute Übermacht des israelischen Militärs über eine fast wehrlose palästinensische Bevölkerung. Ziel muss es sein, Menschen weltweit schnellstmöglich aufzuklären und für die Rechte der PalästinenserInnen zu mobilisieren.

Insbesondere die Deutschen haben die Pflicht, Stellung zu beziehen. Deutschland hat eine Mitschuld an dem, was den PalästinenserInnen als Folge deutscher Geschichte angetan wurde und wird. Gerade die deutsche Vergangenheit fordert von den Deutschen ein besonders hohes Verantwortungsbewusstsein, wenn es um Menschenrechte, um Vertreibung und ethnische Säuberung geht.

OrganisatorInnen und TeilnehmerInnen
der Palästina-Solidaritätskonferenz in Stuttgart,
Stuttgart, 11. Dezember 2010

AMOS – erscheint aus guten Gründen seit 1968 im Ruhrgebiet
ISSN 1615 – 3278

Postvertriebsstück: Gebühr bezahlt

Verlag:

AMOS c/o Ute Hüttmann
Hervester Straße 2 · D-45768 Marl

E-Mail: redaktion@amos-zeitschrift.de

Internet: <http://www.amos-zeitschrift.de>

— K 12123 —

Naturwissenschaft macht glücklich!

»Für eine Reise in die Natur braucht man einen verlässlichen Begleiter. Einen besseren als dieses Buch wird man schwer finden.«

MDR FIGARO

»Dem inneren Reichtum übrigens entspricht ein äußerer: Das Buch ist herrlich gestaltet.«

DIE WELT

»Jens Soentgen macht sogar physikalischen Totalverweigerern Lust auf die Erkundung von Naturphänomenen.«

DEUTSCHLANDRADIO KULTUR

»Kein Internet, keine Animation, alles zum selber Denken, Anfassen, keine Langeweile mehr Haben.«

NDR KULTUR

»Naturwissenschaft ist öde? Jens Soentgen beweist begeistertnd das Gegenteil!«

STERN



Jens Soentgen
Von den Sternen bis zum Tau
Eine Entdeckungsreise durch die Natur
Mit 120 Phänomenen und Experimenten
Mit ca. 80 Illustrationen von
Vitali Konstantinov
408 S., geb., Halbleinen
€ 24,90, sFr 37,90
ISBN 978-3-7795-0291-3



PETER HAMMER VERLAG

www.peter-hammer-verlag.de